Auswahl
kleiner
Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

Drittes Bändchen.

Inhalt:

Urtheile nicht vorschnell, von A. v. Kotzebue.
Der Feuergeist, eine abentheuerliche Geschichte.
Geheime Geschichte des Grafen Roderich von W. von H. Zschokke.
Gedichte von K. Graß, Wyß und Burkhardt.

Aarau 1812
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Urtheile nicht vorschnell.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der geheime Rath von Saarmund stand bei seinem Fürsten auf einer hohen Ehrenstufe, aber es wuchsen manche Dornen um den Platz, der von fern so hell schimmerte. Selten war ihm vergönnt Gutes zu thun, was er doch so gern that. Ihm mußte genügen, wenn ihm nur gelang das Böse zu hüten, oder dessen Folgen abzuwenden; denn der Fürst war ein düsterer Mann, der die Menschen nur nach dem Kreise beurtheilte, welcher ihn umgab, folglich sie verachtete; und dennoch mit dieser Verachtung die kleinlichste Eifersucht auf sein Ansehen verband. Der bescheidenste, redlichste Widerspruch schien ihm eine Kränkung dieses Ansehens, folglich ein Verbrechen, das er nie verzieh, und öfter schon blutig gerochen hatte. An den geheimen Rath knüpfte ihn lange Gewohnheit und Bedürfniß; er konnte den arbeitsamen Mann nicht entbehren. Schon öfter hatte Saarmund's Freimüthigkeit ihm die fürstliche Ungnade zugezogen, schon zweimal war er auf seine Güter verbannt, doch immer bald zurück-

berufen worden, weil ohne ihn die Maschine stockte. So war er nun erster Minister und in Geschäften grau geworden.

Er hatte einen einzigen Sohn, Felix, einen Knaben von fünfzehn Jahren, der in einer berühmten Erziehungsanstalt gebildet wurde.

Die Begebenheiten unsers Jahrhunderts hatten den alten Fürsten immer argwöhnischer, immer despotischer gemacht. Gewalt war ihm ein Recht. Es schien ihm bald unerträglich, daß seine Macht, ihrer Gründung gemäß, durch Landstände beschränkt wurde, die seinen Launen nicht immer gehorchten. Wenige Jahre vor seinem Tode trug es sich zu, daß er eine Maasregel durchsetzen wollte, die den Ständen verderblich schien. Er hatte bereits viele derselben durch Bestechungen gewonnen, durch Drohungen geschreckt; nur einen unter ihnen, den Baron Lindenwall, dem sein Reichthum und der Ruf eines edlen, männlichen Karakters entschiedenen Einfluß auf seine Mitbrüder gab, konnte der Fürst nicht erschüttern. An der Spitze einer Deputation sagte er kühne Wahrheiten.

Nichts erbittert unwürdige Machthaber heftiger, als Wahrheiten, die sie nicht hören wollen;

lügenhafte Schmähungen verzeihen sie leichter. Der Fürst erlaubte sich einen Gewaltspruch, ließ den Baron verhaften und auf eine Festung bringen. Das sollte ihn beugen, aber es empörte ihn nur. Er ließ zur Unzeit seiner Hitze freien Lauf, es entschlüpften ihm Reden, die man als aufrührerisch deuten konnte; sie wurden durch elende Spione verrathen. Eine Kommission von fürstlichen Augendienern mußte den Gefangenen darüber vernehmen. Er war zu stolz, um seine Worte zu läugnen, und sogleich machte man ihm einen peinlichen Prozeß, der seinem Leben drohte; denn der Fürst hatte geschworen, ein großes Beispiel aufzustellen, um von aller Widersetzlichkeit für die Zukunft abzuschrecken.

Der Minister seufzte im Stillen, und that was in seinen Kräften stand, um den blutigen Mißbrauch der Gewalt zu verhüten. Alles war vergebens — das Urtheil wurde gesprochen — Lindewall sollte den Kopf verlieren. Schweigend und mit einem höhnischen Lächeln empfing er diesen Spruch, verschmähte um Gnade zu bitten, und bereitete sich zum Tode wie ein Mann. Nur eines erschwerte ihm das Scheiden aus einer Welt, die er, wie sie nun war, sonst keines Seufzers

werth hielt: er besaß eine einzige Tochter, Evelinen, ein holdes Kind von dreizehn Jahren. Es wurde ihm vergönnt sie zu sehen, und nur bei ihrem unaussprechlichen Jammer lösete sein starkes Herz in bittere Wehmuth sich auf.

Nur noch drei Tage hatte er zu leben — das bleiche Kind lag weinend zu seinen Füßen und sank endlich erschöpft in einen Schlummer der Ohnmacht, den ihr Vater benutzte um sie zu entfernen, wohl fühlend, daß er dem Beile des Henkers unmöglich entgegen treten werde, wenn noch in seinen letzten Augenblicken dieses Kind sich an ihn klammerte. Noch hatte er keine Thräne vergossen, aber jetzt, als er seinen letzten Segen über die schlummernde Eveline aussprach, fielen große Tropfen auf sie herab. Er riß sich los, kniete in einen Winkel seines Kerkers, verhüllte das Gesicht mit beiden Händen, legte es schluchzend an die kalte Mauer, und Eveline wurde fortgetragen.

Als er allein war und gebetet hatte, fühlte er sich erleichtert, stand auf und ging Stunden lang ohne zu ermüden in dem engen Raume auf und nieder. Schon war es Mitternacht, draussen heulte der Sturm, und kaum vernahm er die

Stimmen der Schildwachen, die auf den Wällen einander zuriefen. Aber plötzlich hörte er draußen auf dem Gange leise Schritte — zu einer so ungewöhnlichen Zeit? — das befremdete ihn. Das Geräusch kam näher — die Riegel seines Kerkers wurden weggeschoben — die Schlüssel klirrten — die Pforte öffnete sich. Ein Offizier mit einer Blendlaterne und ein Mann in einen grauen Mantel gehüllt traten herein. Der Fremde schlug den Mantel auseinander, und Lindewall erkannte den Minister.

Im ersten Augenblicke glaubte er, man habe die Vollziehung seines Todesurtheils zu beschleunigen befohlen, denn er hielt den Minister für seinen Feind, weil dieser vor einigen Jahren einen wichtigen Grenzprozeß gegen ihn verloren hatte. Um so mehr überraschte ihn dessen freundliche Anrede: „Eilen Sie, Herr Baron, retten Sie sich! Alle Anstalten zu Ihrer Flucht sind getroffen. Dieser wackere Mann (auf den Offizier deutend) wird Sie aus der Festung führen, der Kerkermeister Sie begleiten, denn auf diesen allein soll der Verdacht fallen, daß er Ihre Entweichung veranstaltet habe. Ihm ist zugesagt worden, daß Sie in einem fremden Lande ihn

belohnen werden. Eilen Sie! es ist kein Augenblick zu verlieren.“

Lindewall, von der ersten Bestürzung sich erholend, ergriff mit Wärme des Ministers Hand. „Womit habe ich das um Sie verdient?“

„Es ist hier nicht von Ihnen, sondern von Ihrer Unschuld die Rede; von der Nothwendigkeit, dem Fürsten Reue und Schimpf zu ersparen. Ich glaube meine Pflicht zu thun, keine Erklärung weiter.“

„Nun denn“, sagte Lindewall, indem er des Ministers Hand mit Heftigkeit an seine Brust drückte, „keine Erklärung weiter, aber in meinem Herzen steht es mit Flammenschrift.“

Er stürzte hinaus, der Offizier führte ihn durch unterirdische Gänge ins Freie, wo muthige Rosse stampfend seiner harrten, und als der Morgen graute, war er in Sicherheit.

Der Fürst wüthete bei der Nachricht von seiner Flucht. Er befahl sogleich, die Güter des Verbrechers zu konfisziren, und Eveline wurde plötzlich eine arme Waise. Oeffentlich durfte der Minister sich ihrer nicht annehmen, aber ein vertrauter Kammerdiener entführte sie bei Nacht aus der Hütte, in die ein ehrlicher Pachter sie auf-

genommen, und brachte sie auf das fernste, in einem Walde gelegene Jagdschloß des Ministers, wo nur ein alter Kastellan mit seiner Familie hausete, und wo sie als eine arme Verwandte des Kammerdieners willig empfangen wurde. Unter der Hand ließ der Minister dem Vater Nachricht geben, wo seine Tochter sich befinde, und daß er wegen ihr ganz ausser Sorgen sein dürfe. Er war nach England geflohen, und hielt sich da verborgen, bis nach einigen Jahren die Zeitungen ihm verkündigten, daß der alte Fürst gestorben sei.

Dessen Nachfolger hatte dem Baron stets wohl gewollt, und es war eine der ersten Handlungen seiner Regierung, das Urtheil gegen Lindewall zu vernichten, ihn zurück zu rufen, und in alle seine Güter und Würden wieder einzusetzen.

Minder gerecht verfuhr der neue Fürst gegen den alten Minister, den er, wie es so oft bei Regierungsveränderungen zu geschehen pflegt, mit großer Kälte behandelte, und dadurch ihn nöthigte, um seinen Abschied zu bitten, der ihm auch sogleich in Gnaden verwilligt wurde. Noch ehe Lindewall zurück kam, hatte Saarmund bereits die Residenz verlassen und sich auf seine

Güter begeben, wo er den Rest seines Lebens in Ruhe zubringen wollte.

Kaum hatte der Baron die Hauptstadt betreten, kaum dem Fürsten gedankt und seine Tochter umarmt, als er auch schon, die Warnung der Höflinge verspottend, zu dem alten Minister eilte, und mit der feurigsten Ergießung eines edlen, dankbaren Herzens dem Greise um den Hals fiel. Alles wollte er für ihn thun, seinen ganzen Einfluß aufbieten, um des hochverdienten Mannes Zurückberufung zu bewirken; allein Saarmund verbat sich das, erklärte ernstlich, daß er unter keiner Bedingung das glänzende Joch wieder tragen werde, das er gern abgeworfen, und als Lindewall schmerzlich ausrief: „Soll mir denn keine Hoffnung bleiben, Ihnen jemals zu vergelten!“ da sprach der Greis mit feierlicher Wehmuth: „Vergelten Sie es einst an meinem Sohne!“ Das schwur Lindewall in seine Hand, und sie schieden.

Nicht grundlos besorgte der Minister, daß Felix nach des Vaters Tode eines väterlichen Freundes bedürfen werde. Zwar hatte er schon früh die trefflichsten Anlagen des Geistes und Herzens verrathen, allein der böse Dunstkreis,

der um die Kinder der Reichen und Großen sich fast immer zieht, hatte auch ihn umnebelt. Er wußte, daß er der Sohn des Ministers war, und daß er einst große Güter erben würde. Sein Vater hatte oft genug alle seine Umgebungen gewarnt, dem Knaben nichts einzubilden, und — da er selbst im Strudel der Geschäfte unmöglich darüber wachen konnte — so vertraute er eben deswegen den einzigen Sohn einer Erziehungsanstalt, die in größerm Rufe stand, als sie verdiente. Dort, meinte er, würde Felix unter dreißig oder vierzig Knaben seines Alters, deren viele von geringer Herkunft waren, den Stolz auf die seinige vergessen, und nur durch erworbene Kenntnisse sich auszeichnen lernen; ein Gedanke, den er dem würdigen Vorsteher des Institutes warm an das Herz legte. Aber dieser konnte nicht verhüten, daß unverständige Lehrer dem Sohne des Ministers schmeichelten, und bei seinen Unarten durch die Finger sahen, in Hoffnung, einst durch ihn sich bei dem Vater geltend zu machen.

So wuchs des Knaben Uebermuth; er lernte wenig und dünkte sich doch sehr weise. Besonders waren vorschnelle Urtheile ihm sehr

geläufig; das ist dumm, das ist schlecht, Redensarten, die er beständig im Munde führte, ohne jemals gründlich zu untersuchen, ob er sie nicht in der nächsten Stunde beschämt würde widerrufen müssen. Gern machte er sich lustig über einen seiner Mitschüler, einen jungen Edelmann Namens Bullfeld, der in der Stunde, in welcher Dichtkunst vorgetragen wurde, gewöhnlich einschlief, überhaupt etwas trägen Geistes zu sein schien, und nie eine Scharade oder ein Räthsel auflösen konnte. Felix nannte ihn nur den dummen Bullfeld, und neckte ihn auf mancherlei Weise, was jener geduldig ertrug.

Bisweilen geschah es auch wohl, daß seine übereilten Urtheile sehr schnell und auffallend widerlegt wurden, und er sich schämen mußte. Eines Tages zum Beispiel ging er spazieren, und erblickte an einer Straßenecke eine arme Frau mit drei Kindern, die einen vorübergehenden, ihm wohlbekannten, reichen Bürger um ein Allmosen ansprach. Der Mann unterhielt sich eine Weile mit ihr, gab ihr aber nichts, verwieß ihr sogar ziemlich unfreundlich, daß sie das Bettelhandwerk treibe, und ging seiner Wege. Felix, dem ein weiches Herz keineswegs mangelte,

schimpfte auf den Hartherzigen, und war ausser sich, daß er selber eben nichts bei sich hatte; allein er nahm sich vor, in der nächsten Woche, wenn ihm wieder ein Spaziergang vergönnt sein würde, sein halbes Taschengeld zu sich zu stecken; und es der Bettlerin zu bringen. „Ich will", sagte er zu seinen Gefährten, „den schlechten Kerl beschämen, der kein Fünkchen Mitleid im Busen trägt."

Er vergaß seinen Vorsatz nicht. Am nächsten Sonnabend ging er, mit einem ganzen Thaler in der Tasche, wieder denselben Weg, allein die Frau mit den Kindern war verschwunden. Das machte ihn verdrüßlich. Der Ecke gegenüber, wo er sie gesehen hatte, war ein Gewürzladen. Er ging hinein, und fragte, wo die Frau geblieben sei, die noch vor Kurzem mit drei Kindern hier gebettelt? — Man zeigte auf ein Bodenstübchen in einem nahen Hause, und sagte ihm, da wohne sie. Alsobald stieg er die vier Treppen hinauf, vermuthend, sie mit ihren Kindern vielleicht krank und hungernd auf Stroh zu finden. Als er aber die Thür öffnete, erblickte er einen Weber, der, an seinem Webstuhl sitzend, fleißig arbeitete, und neben ihm die Frau mit

ihren Kindern neu gekleidet, mit Stricken beschäftigt. Ein wenig verwirrt bot er sein Almosen dar. Zu seinem Erstaunen wurde es abgelehnt.

„Gottlob!“ sagte der Mann, „wir brauchen nicht mehr zu betteln.“ „In voriger Woche“, fügte die Frau hinzu, „schenkte mir der liebe Gott einen Wohlthäter. Ich sprach ihn um ein Almosen an, er gab mir nichts; doch als er erfuhr, daß mein Mann ein fleißiger Weber sei, der aus Armuth seinen Weberstuhl verkaufen müssen, und gern arbeiten wolle, wenn er nur Arbeit bekäme; da sorgte er für alles. In wenigen Tagen saß mein lieber Mann wieder hinter seinem Stuhl, konnte sein Handwerk fortsetzen, hat nun Arbeit vollauf, und Gott sei gedankt! wir leiden keinen Mangel.“

Wie heißt Euer Wohlthäter?“ fragte Felix stotternd.

„Er hat verboten, ihn zu nennen“, erwiederte die Frau; „aber das mag er mir verzeihen, ich kann seinen Namen nicht verschweigen, ich nenne ihn stündlich vor Gott! Er heißt Lehmann.“

Felix erröthete. Es war derselbe, den er einen schlechten Kerl genannt. Beschämt wollte er die vier Treppen wieder hinunter.

„Siehst du?“ sagte der dumme Bullfeld, der ihn diesmal begleitet hatte, „man muß doch nicht eher schimpfen, bis man seiner Sache gewiß ist.“

Felix schwieg, und bereute auch wohl in diesem Augenblicke sein vorschnelles Urtheil; aber selten wurde er so auffallend für seine Unart bestraft, die seltenen Beispiele vergaß er wieder und besserte sich nicht.

Auf der hohen Schule, die er nun besuchte, zog ihm das manche Verdrießlichkeiten zu. Ein gelehrter und berühmter Professor, dessen Vortrag aber in der ersten Stunde etwas trocken schien, war ihm gleich ein dummer Pedant, und in die zweite Stunde kam er nicht mehr. Ein anderer, der seine Zuhörer weniger mit Weisheit als mit Späschen unterhielt, galt ihm lange für den trefflichsten Kopf; so wie ein naturphilosophischer Scharlatan ihm schnell die größte Bewunderung entlockte, während er den alten, ehrwürdigen Schüler Wolfs und Leibnitzens für die gemeinste Natur erklärte. Den Künsten ging es wie den Wissenschaften, und den Menschen überhaupt nicht besser; auf Gemälde warf er flüchtige Blicke, und sprach auf der Stelle ein

schneidendes Urtheil. Wenn er eine Schauspieler-Gesellschaft ein einziges Mal hatte spielen sehen, so kannte er auf ein Haar die Verdienste eines jeden ihrer Mitglieder. Eine schlechte Anekdote, auf Kosten eines Dritten erzählt, bestimmte ihn sogleich, den Mann für schlecht zu halten. Nie untersuchte er, ob die Anekdote wahr? oder, wenn sie es wäre, ob sie nicht zwei und mehr Seiten hätte?

Hingegen konnte man eben so leicht ihn zum Lobredner gewinnen. Einst begab es sich, daß ein armer, stiller Jüngling unter eine Heerde wilder Bursche gerieth, die ihn unbarmherzig neckten. Ein halb trunkener Renomist, Schwerdtmann hieß er, kam dazu, und in einer Aufwallung von Punsch oder Bier forderte er die Beleidiger sämmtlich heraus, ohne den Beleidigten zu kennen. Sogleich war dieser Schwerdtmann für Felix der edelste Mensch auf Gottes Erdboden, mit dem er die innigste Freundschaft errichtete, die ihn zu manchen Ausschweifungen mit fort riß.

So stand es um ihn, als sein Vater starb. Er eilte nach Hause, trat seine großen Güter an, und wurde in Rücksicht seiner Geburt und

seines Reichthums Lieutenant bei der Garde. Jetzt begann er ein Schlaraffenleben. Alle seine Pferde mußten Stammbäume haben; in der kostbarsten Equipage fuhr er kaum einige Male, dann gab er, um ein Zehntheil dessen was sie ihn gekostet, sie wieder weg, und kaufte eine neue, nach einem noch neuern Geschmack. Er bildete sich ein, man könne keinen andern Wein trinken, als Champagner. Die sogenannten guten Freunde, die man Schaarenweis wie Krähen im Herbste ihn umflattern sah, fanden täglich offene Tafel bei ihm, und — was das Schlimmste war — sobald die Speisen von der Tafel verschwanden, erschienen Karten und Würfel.

Vergebens bemühte sich Baron Lindewall, der jetzt einen ansehnlichen Posten bei Hofe verwaltete, ihn von diesem bösen Wege abzulenken. Er zog den Jüngling in sein Haus, und suchte dessen Vertrauen zu gewinnen, verdarb es aber gleich mit ihm, da er eine väterliche Ermahnung wagte. „Der Baron ist ein eingebildeter Pedant“, sagte Felix zu seinen Freunden, und alle wiederholten einstimmig: „Herr Bruder, du hast Recht.“ Indessen fing er doch im nächsten Winter an, Lindewalls Haus sehr fleißig zu besuchen,

denn Eveline, die den Sommer auf dem Lande zugebracht hatte, erschien jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit als die Zierde der väterlichen Wohnung. Ihre Reize wirkten mächtig auf den Wildfang, ihre holde Sittsamkeit hielt ihn in ungewöhnlichen Schranken; er wagte nicht einmal in ihrer Gegenwart ein vorschnelles Urtheil laut werden zu lassen. Man konnte ihn, wenn er mit ihr sprach, für einen bescheidenen, liebenswürdigen Jüngling halten, denn ihre Augen warfen in sein Herz den ersten Funken wahrer Liebe, der sich nimmer mit Uebermuth verträgt. Er war so gern bei ihr, und doch empfand er eine gewisse Unbehaglichkeit, die, ihm unbewußt, aus dem Gefühl seines Unwerths entsprang.

Hof und Stadt wunderten sich, daß der strenge Baron Lindewall einem jungen Mann, der in dem übelsten Rufe stand, nicht allein Zutritt vergönnte, sondern sogar dessen Bewerbungen um das reiche Fräulein Lindewall, die Krone der Mädchen, nicht ungern zu sehen schien, während er die angesehendsten Freier zurück wieß. Der wackere Mann folgte nur seinem Herzen, in dem das Geheimniß der Rettung seines Lebens mit der Erinnerung an sein Gelübde verschlossen war.

Freilich trauerte er im Stillen über den Sohn, der seinem Vater so unähnlich wurde, und der, wenn in seinem Karakter keine Aenderung vorging, unmöglich Evelinens Gemahl werden konnte. Aber eben an einer solchen Aenderung verzweifelte er nicht, denn er kannte die Gewalt der Liebe, er kannte seine Tochter. Ihr vertraute er alles, sie befragte er, ob Felix, wenn er von seinen Verirrungen zurück käme, wohl der Mann sei, den sie wählen würde? Und sie gestand ihm ohne Ziererei, der Jüngling sei ihr nicht gleichgültig. Da sie nur sein untadelhaftes Betragen gegen sie zum Maasstabe ihres Urtheils über ihn machen konnte, so schien ihr fast unglaublich, was der Ruf von ihm sprach.

„Nun so bekehre du ihn gänzlich“, sagte Lindewall lächelnd, „bewirke, daß er für jedermann das werde, was er dir scheint, mehr verlange ich nicht. Du wirst dann nicht allein dir einen würdigen Gatten erwerben, sondern auch den Triumph genießen, der Gesellschaft einen Verirrten wieder geschenkt zu haben. Auf deine Klugheit darf ich bauen wie auf deine Sittsamkeit. Du wirst die Regeln des Wohlstandes nicht verletzen.“

Immer ist es einem Mädchen schmeichelhaft, wenn man ihm gleichsam die Erziehung eines Mannes anvertraut, dem es wohl will. Er wird dadurch gleichsam ihr Geschöpf, und es mischt sich in die Geschlechtsliebe eine Art von Mutterliebe. Mit weiblicher Feinheit ging Eveline an das bedenkliche Unternehmen. Es kam darauf an, ihre Neigung zu verrathen, ohne ihn zur Kühnheit aufzumuntern, und jede kleine Gunstbezeugung nur zum Preise bescheidener Liebe und löblicher Eigenschaften zu machen. Sie durfte sich bald ihres fortschreitenden Werkes erfreuen. Felix hing mit ganzer Seele an ihr, jedes Wort aus ihrem Munde war ihm ein Orakel. Schon vermied er die Spielgelage, und wenn er einmal nach alter Weise eine Nacht durchschwärmt hatte, so trat er am andern Tage so schüchtern vor Evelinen, daß sie auf der Stelle seinen Ungehorsam errieth, und dann gewann er ihre Verzeihung nicht eher, bis er Wochen lang sich keine Verirrung zu Schulden kommen lassen.

Schon schmeichelte sich Eveline gesiegt zu haben, und ihr Vater am Ziele seiner Wünsche zu sein, als plötzlich eine unbegreifliche Verwandelung vorging. Felix wurde kalt, verlegen,

betrachtete Evelinen bald mißtrauisch, bald mit verbissenem Grimm, kam, so gestimmt, nur noch wenige Tage, und blieb dann ganz weg. Der Baron erstaunte, und seine Tochter härmte sich, denn Felix war ihr täglich lieber geworden. Auch am dritten Orte vermied er sie geflissentlich, und wenn er unvermuthet mit ihr zusammen traf, so war — sie mußte sich das gestehen — Geringschätzung in seinen Augen zu lesen. Das empörte sie, der Stolz half ihr den Kummer verbergen, nur in des Vaters Busen schüttete sie ihn aus, und der wackere Alte konnte sie nur mit der Hoffnung trösten, es werde sich bald aufklären, er vermuthe ein Mißverständniß. Doch was er eigentlich vermuthete sagte er nicht. Eine Buhlerin — so meinte er — hält den Jüngling in ihren Stricken. Um dessen gewiß zu werden, ließ er auf allen Schritten ihn belauern, allein vergebens. Felix hatte keinen Umgang mit irgend einem Frauenzimmer, und das Räthsel wurde für Lindewall unauflöslich.

Wie hätte er auch errathen mögen, was vorgegangen war? Felix hatte einen Kameraden — er hieß Graf von Schwülen — der auch Lieutenant bei der Garde war, ein kolossaler

junger Mann mit Flachshaaren, und einer Frauenzimmerstimme. Die lichtblauen Augen standen weit aus dem Kopfe, als ob sie den leeren Raum schauten, der hinter ihnen sich befand. Felix machte ihn oft zur Zielscheibe seines Witzes, und immer war der Graf der erste, der lachend die Zähne wieß, weil er über alles lachte was er nicht verstand. Indessen hatte er doch, gleich manchen schönen Dummköpfen, Glück bei den Damen, und rühmte sich dessen gern. Zwar konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er mit Gunstbezeugungen prahle, die er nicht empfangen, aber die wirklich empfangenen verschwieg er auch gewiß nicht. Vor einigen Monaten hatte er, durch eine alte Tante, im Hause des Baron Lindewall sich präsentiren lassen, und sogleich angefangen, Evelinen sehr ernstlich den Hof zu machen. Doch es war augenscheinlich, daß sie den Gecken nur ertrug, wie man so viele Gecken in der Gesellschaft ertragen muß, und Felix fand nicht den mindesten Grund, weder in der Person des Anbeters, noch in dem Benehmen der Angebeteten, durch Eifersüchteleien sein Herz zu beunruhigen.

Um so mehr erstaunte er, als Schwülen

eines Tages zu ihm sagte: „Du meinst wohl, Herr Bruder, in Lindewalls Hause der Hahn im Korbe zu sein, aber wenn ich reden wollte, so würden deine aufgeblasenen Federn sich schnell zusammen legen.“

Felix kannte seinen Mann, und wußte, daß er wirklich reden wollte, so oft er ein Wenn davor setzte. Ohne die mindeste Besorgniß, blos um sich einen Spaß zu machen, bat er um sein Geheimniß.

„Nun wohl, Herr Bruder, es bleibt unter uns. Ich würde es auch niemanden sonst vertrauen als dir, weil ich sehe, daß du getäuscht wirst. Ich bin dein Freund, folglich dauerst du mich.“

„Zur Sache, Herr Bruder!“ rief Felix lachend.

„Das Lachen soll dir schon vergehen. Du meinst wohl, weil Eveline mich vor den Leuten mit Kälte behandelt, ich sei ein verschmähter Liebhaber? — Keineswegs! sie ist ganz rasend in mich verliebt, allein ihr Vater hat noch dies und jenes an mir auszusetzen, den muß sie nach und nach umstimmen, und so lange nehmen wir uns beide verzweifelt in Acht. Ich sehe sie nur verstolen

an, und sie mich gar nicht, aber in geheimen Zusammenkünften entschädigen wir uns für diesen Zwang."

„Bist du rasend?" fuhr Felix ihn an. Jener setzte sein Ehrenwort zum Pfande, daß er oft bei Nachtzeit durch eine Hinterthür in des Barons Wohnung schleiche, und Evelinen dann in einem kleinen dunklen Stübchen finde, wo sie zwar sehr einsilbig und leise, aber doch sehr unzweideutig das Bekenntniß seiner Liebe erwiedere, auch schon manches artige Geschenk als ein Pfand derselben empfangen und durch Küsse vergolten habe.

Felix fiel aus den Wolken. Er wußte, daß Graf Schwülen, so albern er sonst auch sein mochte, doch nie sein Ehrenwort fälschlich gab; und wenn auch noch ein Zweifel in seiner Brust sich regen wollte, so schlug jener ihn durch eine Menge Briefe zu Boden, die er triumphirend aus der Busentasche zog. Sie konnten zwar nicht als ortographische Muster dienen, glühten aber alle von Liebe, und waren alle mit dem Namen Eveline unterzeichnet.

Zerschmettert saß er da und starrte die Beweise seiner vernichteten Hoffnungen an. Daß

der Ton dieser Briefe nicht selten sehr unzart klang; daß ein Mädchen wie Eveline, selbst im Liebesrausche, sie schwerlich geschrieben haben konnte; daß überhaupt alle seine Erinnerungen dem laut widersprachen, das achtete er nicht, sondern entschied rasch, sie sei eine verworfene Kreatur.

„Einen dieser Briefe mußt du mir schenken“, sagte er zu dem Grafen, „er soll für mein ganzes Leben mir ein Talismann gegen die Liebe werden.“

Mit Vergnügen erfüllte Graf Schwülen seinen Wunsch, und Felix steckte den Brief zu sich, anfangs wohl mit dem Vorsatz, ihn der Treulosen unter die Augen zu halten, vor die Füße zu werfen, und mit einem Hohngelächter zu verlassen. Aber bei kaltem Blute entschloß er sich, nur durch Verachtung sie zu strafen, und so enstand das kalte, unartige Betragen, welches Evelinen wie ihrem Vater ein Räthsel blieb.

Doch Felix fühlte bald, daß es nicht so leicht sei, eine wahre Liebe zu ersticken, selbst wenn der geliebte Gegenstand deren unwürdig scheint. Um seine Fesseln zu zerbrechen, wußte er kein besseres Mittel, als sich aufs neue in Ausschweifungen zu stürzen, die nur zu bald den Rest seines Ver-

mögens aufzehrten. Er fing endlich an zu rechnen, und sah mit Schaudern, daß er einem nie gekannten Uebel, der Armuth, gegenüber stehe. Indessen hoffte er doch noch so viel zu retten, daß er zwar eingeschränkt, doch anständig leben könne. Die meisten Wechsel waren an Juden ausgestellt, er hatte ungeheure Zinsen gezahlt, oft kaum die Hälfte der Valuta empfangen; darum schmeichelte er sich mit der Hoffnung, eine Uebereinkunft mit seinen Gläubigern treffen, und wenn er seine Güter verkauft, sich auf eine Weise abfinden zu können, die ihn nicht ganz entblößte.

Aber ein Donnerschlag vernichtete auch diese letzte Hoffnung. Ein Regierungsbote überreichte die angebrachte Klage des Baron Lindewall, in dessen Händen seine sämmtlichen Wechsel sich befanden, der durchaus von keinem Akkord hören wollte, sondern gebeten hatte, in des Schuldners Güter ihn einzusetzen. Felix stand bleich und verstimmt dem Boten gegenüber, nur seine Lippen zuckten.

„Baron Lindewall! ist es möglich!" das waren die ersten Worte, die aus dem verzogenen Munde strömten. Unter seines Vaters Papieren hatte er vormals mehrere Briefe des Barons

gefunden, die alle von heisser Dankbarkeit glühten. Zwar verriethen sie nicht, was er eigentlich dem Minister zu verdanken habe, allein so viel ging doch klar daraus hervor, daß er Wohlthaten von ihm empfangen; und dieser Mann, den Hof und Stadt als den Edelsten priesen, stürzte jetzt den Sohn ins Verderben, dessen Vater sein Wohlthäter gewesen! Dieser Mann hatte seine Wechsel von den Juden zusammen gekauft, um ihm sein väterliches Erbe zu entreissen!

„Elender Kerl!“ so murmelte Felix zwischen den knirschenden Zähnen, und gab sich nicht einmal die Mühe, die Klageschrift zu beantworten. „Möge er meine Güter hinnehmen, und seine feile Tochter damit ausstatten; ich will von meinem Gehalt leben und ihn verachten!“

Der Baron wurde bald darauf ohne Widerrede in die verschuldeten und vernachläßigten Güter eingesetzt, und wählte sie im nächsten Frühling zu seinem Sommeraufenthalte. Felix, den jetzt die Schmarotzer verliessen, und der die ungewohnte Bürde der Armuth kaum ertrug, verfiel in eine düstere, menschenfeindliche Stimmung, die seinen Hang zu schneidenden, absprechenden Urtheilen nur noch vermehrte. Oft rieb er sich auch in

übler Laune an Menschen, die ihn nie beleidigt hatten, und die er nicht einmal kannte.

Da er jetzt aus glänzenden Gesellschaften ausgeschlossen war, so pflegte er täglich gegen Abend ein Kaffeehaus zu besuchen, wo man seine Zunge scheute und ihm gern aus dem Wege ging. Hier fand sich auch gewöhnlich ein alter, verabschiedeter Major ein, der ganz still bei einer Pfeife Tabak ein Glas Wein trank und die Zeitungen las. Schon oft hatte Felix ihn für einen dummen Kerl erklärt, weil er dann am wenigsten sprach, wenn am meisten um ihn her geschwatzt wurde; und da der Herr Lieutenant dieses Urtheil nicht selten so laut aussprach, daß der stille Zeitungsleser es nothwendig vernehmen mußte, er aber doch immer sich stellte, als habe er nichts gehört, so fügte Felix bald dem Ausspruch über dessen Dummheit noch den hinzu, daß er eine feige Memme sei. Die steinerne Geduld, mit der der Alte auch dieses Wort an seinem Ohr vorübergleiten ließ, belustigte den übermüthigen Jüngling, und er glaubte nun, sich alles gegen ihn erlauben zu dürfen. Als daher eines Tages ein Zweifel über einen Zeitungsartikel entstand, nahm er dem lesenden Major ohne alle Umstände die

Zeitung aus den Händen, sagte nicht einmal dabei mit Erlaubniß, und warf das Blatt, nachdem er es benutzt, auf einen andern Tisch.

Der Major schenkte gelassen sein letztes Glas Wein ein, trank es aus, griff nach seinem Hute und ging. Felix hatte ihm eben den Rücken zugekehrt, als er etwas unsanft auf die Schulter geklopft wurde. Er sah sich um und stutzte. Der Major winkte ihm und schritt hinaus. „Was will der Graubart!“ sagte Felix lachend und folgte. Draussen stand sein Gegner schon an der Gartenthür, und winkte abermals. Felix begriff nun wohl, wovon die Rede sei, lief zurück, holte seinen Degen und nahm auch einen Kameraden als Zeugen mit, damit jedermann erfahren sollte, wie großmüthig er den alten Mann behandelt habe; denn jetzt that es ihm wirklich leid, daß es so weit gekommen, und er nahm sich vor, seinen Gegner zu schonen, so viel nur immer möglich.

Als er in den Garten kam, hatte der Major eben einen schicklichen Platz hinter einer Hecke ausgesucht, pflanzte seinen Stock in die Erde, und zog ganz gemächlich ein Paar große lederne Handschuh an. Vor dem Sekundanten zog er

sehr höflich den Hut, dann aber sogleich den Degen, immer ohne ein Wort zu sagen. Und als er sich hinstellte zum Kampfe, schien er auf einmal verjüngt, jede Muskel beweglich, und ein Blitz fuhr ihm aus den Augen. Kaum hatte sich Felix mit entblößtem Degen ihm gegenüber gestellt, als der Greis mit jugendlicher Kraft und Schnelligkeit auf ihn eindrang, und er, statt des Gegners zu schonen, nur auf eigene Vertheidigung denken mußte.

Einigemal versuchte der Major, ihm den Degen aus der Hand zu schlagen; man sah, er wollte nicht mehr; als aber das mißlang, weil Felix auch ein ziemlich guter Fechter war, so versetzte er ihm einen Stoß in den linken Arm; dann ließ er seinen Degen sinken und sagte: „Ich habe genug. Der Herr Lieutenant werden sich künftig erinnern, daß Männer, die da schweigen, nicht immer dumm, und die der Jugend vieles zu gute halten, nicht immer feige Memmen sind.“

Felix stand beschämt, aber es war keine edle Schaam, sie brachte ihn in Wuth. „Herr!“ rief er, „es ziemt Ihnen nicht mir Lehren zu geben. Wir sind noch nicht mit einander fertig, die

Wunde am linken Arm hindert mich nicht am Fechten."

„Nun denn", sagte der Major gelassen, „so muß ich Ihnen wohl einen Stoß in den rechten Arm beibringen. Sehen Sie sich vor, junger Herr!"

Und Felix sah sich vor, aber es währte keine Minute, so saß ihm des Gegners Degen richtig im rechten Arm. Weil es aber nur eine Fleischwunde war, so ließ Felix den Degen nicht fallen, vielmehr verdoppelte er, vor Schaam und Wuth glühend, seine Anstrengung, um den Alten, der mit ihm nur zu spielen schien, für diese Verwegenheit zu züchtigen.

Lange ging der Major vertheidigungsweise. Man sah, er wollte nicht mehr schaden; als aber Felix immer heftiger auf ihn eindrang, und er sich seiner länger nicht erwähren konnte, so nahm er endlich eine der vielen Blössen wahr, die der ergrimmte Jüngling ihm gab, rannte ihm den Degen durch die linke Seite, und streckte ihn zu Boden.

„Es wäre mir leid", sagte er nun, „wenn die Wunde gefährlicher wäre, als ich sie machen wollen. Auf jeden Fall, mein Herr — fuhr er

fort, sich zu dem Sekundanten wendend — auf jeden Fall werden Sie als Mann von Ehre mir bezeugen, daß ich blos dieses jungen Mannes Uebermuth ein wenig züchtigen wollen, und daß er selbst mich gezwungen, die Züchtigung zu schärfen. Von keinem andern als von ihm würde ich so viel ertragen haben; denn sein Vater war mein Freund, hat bei einer höchst wichtigen Veranlassung mir sein Vertrauen geschenkt, meiner Hilfe sich bedient, und mir reich vergolten."

Mit diesen Worten entfernte er sich. Der Sekundant eilte nach Hilfe, und Felix wurde in seine Wohnung getragen. Mehrere Tage schwebte er in Lebensgefahr. Ob diese gleich durch die Kunst eines geschickten Wundarztes abgewendet wurde, so mußte er doch länger als ein Vierteljahr das Zimmer hüten.

So häufig vormals, da er noch reich war, die Freunde zu ihm strömten, wenn er auch nur den Schnupfen hatte, so verlassen blieb er jetzt, niemand bekümmerte sich um ihn. Nur ein einziger Mensch in einem grauen Oberrocke kam täglich, um bei seinem Wirthe sich nach seinem Befinden zu erkundigen, sagte aber nie, wer ihn sende,

und blieb weg, als der Verwundete sich ausser Gefahr befand.

Jetzt machte Felix endlich die bittere Erfahrung, daß er keine Freunde gehabt, daß nur Schmarotzer ihm geschmeichelt, und daß sein vorlautes Absprechen jeden rechtlichen Mann ihm entfremdet hatte. Die Einsamkeit der Krankenstube wurde ein wohlthätiges Erweckungsmittel für ihn. Während der Arzt die Wunden seines Körpers heilte, unternahm er selbst die Heilung seiner kranken Seele. Er überschaute sein vergangenes Leben, und schämte sich — und diesmal war es die rechte Schaam, die ihn ergriff, denn sie erzeugte den festen Vorsatz der Besserung.

Auch die Langeweile, die Mutter vieles Bösen, aber auch so manches Guten, wirkte jetzt wohlthätig, denn sie trieb ihn zu den Büchern. Er begann mit Eifer die Kriegskunst zu studiren, und je mehr Fortschritte er machte, je öfter mußte er sich bekennen, daß er viel versäumt habe. Jetzt bot er alle seine Kräfte auf, um das Versäumte nachzuholen; jetzt erwachte der Trieb in ihm, sich durch Kenntnisse auszuzeichnen.

Der Fürst hatte vor kurzem einen Generalstab gebildet, der, nach dem Muster des französischen,

die wichtigsten Geschäfte leiten sollte. Noch war das neue Korps nicht vollzählig, noch einige Stellen sollten mit würdigen Männern besetzt werden. Sämmtlichen Offizieren der Armee wurde bekannt gemacht, daß jeder, der sich fähig glaubte, eine scharfe Prüfung zu bestehen, sich melden dürfe. Da meldeten sich ihrer zehn, unter ihnen auch Felix.

Vor einer ehrwürdigen Kommission von wohl unterrichteten alten Kriegern begann die Prüfung. Felix zeigte zu seinem Ruhm, daß er in kurzem viel erworben, doch hatten zwei von den zehn so gründliche Kenntnisse entwickelt, daß er für diesmal zurückstehen mußte. Einer von diesen beiden war derselbe Bullfeld, den er so oft einen dummen Jungen genannt, der aber den Mangel an Genie durch Fleiß ersetzt hatte, und jetzt als der erste unter seinen Mitbewerbern ausgezeichnet wurde. Felix trug einige Lobsprüche und die Zusage davon, daß man, wenn er so fortfahre, bei nächster Gelegenheit auf ihn Rücksicht nehmen werde.

Einen Bullfeld sich vorgezogen zu sehen, würde noch vor einem halben Jahr ihn zur Verzweifelung gebracht haben; jetzt galt es ihm blos

für einen neuen Beweis seiner vormaligen Unbesonnenheit im Urtheilen; jetzt wurde er behutsamer, sprach wenig und lernte viel. Bald ärndtete er die ersten Früchte dieser glücklichen Sinnesänderung. Weit früher als er es erwarten durfte, wurde er als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Nun sah er die Laufbahn der Ehre sich eröffnet und betrat sie mit festen Schritten. Durch Fleiß und Geschicklichkeit gewann er in kurzem das Vertrauen seines Generals, durch ein verständiges Betragen die Achtung der Welt, durch Bescheidenheit allgemeine Liebe.

Man fing an, ihm Aufträge zu ertheilen, durch die er sich geehrt fühlte. Ein solcher führte ihn einst in eine Festung an der Grenze. Kaum hatte er einige Tage dort zugebracht, als er eines Morgens einen Bettelbrief empfing. Die Schreiberin desselben, die sich Hannchen Müller unterzeichnete, berief sich auf eine alte Bekanntschaft mit ihm, und auf die viele Gnade, die er vormals für sie gehabt. Er konnte sich nicht besinnen, von Hannchen Müller jemals gehört zu haben, indessen schienen ihm die Schriftzüge nicht ganz unbekannt; aus Neugier beschied er die Bettlerin zu sich. Ein noch junges Frauenzimmer

trat herein, aber durch Armuth und Ausschweifungen für ihn unkenntlich geworden. Sie selbst mußte ihn daran erinnern, daß sie Kammermädchen bei dem Fräulein Lindewall gewesen, zu der Zeit als er das Haus besuchte.

Ein hell leuchtender Blitz fuhr ihm durch die Seele. Er griff hastig nach seinem Taschenbuche, in welchem er noch immer den Brief verwahrte, den Eveline an den Grafen Schwülen sollte geschrieben haben. Er riß ihn hervor, entfaltete ihn, legte ihn neben den Bettelbrief, und erkannte dieselbe Hand.

„Was ist das?“ rief er bestürzt, „hast du auch diesen Brief geschrieben?“ Er hielt ihr der Bettlerin vor die hohlen Augen. Sie erröthete.

„Ach freilich!“ hub sie mit Thränen an, „das ist ja eben die böse Geschichte, durch die ich mein ganzes Glück verscherzt habe. Ich hatte nichts Arges dabei gedacht, und meinte nicht, daß es so übel ablaufen würde.“

Felix bebte. „Erzähle!“ rief er mit rauher Stimme.

„Der Herr Graf von Schwülen“, so erzählte Hannchen, „war in mein Fräulein verliebt,

aber sie konnte ihn nicht leiden und sprach keine drei Worte mit ihm. Ich wußte, daß er reich war, und daß der liebe Gott ihn mit Verstande nicht sonderlich begabt hatte; da meinte ich nun, ich dürfte mir schon erlauben, ihm — wie soll ich sagen — ihm etwas abzuzwacken. Ich fing im Namen meines Fräuleins die Korrespondenz mit ihm an. Er ging in die Falle. Ich gab ihm kurze Rendezvous, doch nur im Dunkeln, sprach wenig, leise und mit verstellter Stimme. Es gelang nach Wunsch, er beschenkte mich oft und köstlich. Immer hatte ich ihm eingeprägt, in der Gesellschaft sich wohl zu hüten, die geringste Vertraulichkeit merken zu lassen. Er hatte mir sein Ehrenwort gegeben und hielt es pünktlich, folglich konnte Fräulein Eveline unmöglich errathen, was vorging. Mein Schäfchen hoffte ich bald ins Trockne zu bringen, wollte mich dann in der Stille empfehlen und ihm ein schriftliches Bekenntniß meiner Neckerei zurück lassen. Aber zum Unglück kam er eines Tages früher, als die übrige Gesellschaft, ohne daß ich es bemerkte, fand das Fräulein im Garten und zwar allein. Jetzt glaubte er sich keinen Zwang anthun zu dürfen, nahm sich Freiheiten, und erregte natür-

lich das unwilligste Erstaunen. Fräulein Eveline rief ihrem Vater, der in einer nahen Laube sich befand, und beklagte sich, vor Zorn glühend, über des Grafen Unverschämtheit. Der Baron wollte ihn durch seine Leute aus dem Hause werfen lassen. In der Angst zog er einen meiner Briefe hervor — alles wurde verrathen — ich mit Schimpf und Schande verstoßen — ach! ich hatte es doch so gut gemeint! — nicht einmal in der Residenz duldete mich der grimmige Baron. Ich mußte fort, und da sitze ich nun in diesem Neste in der bittersten Armuth!"

Es fehlte wenig, so hätte Felix das elende Weib die Treppe hinab geworfen. Sie hatte ja auch ihn um das Glück seines Lebens betrogen! Noch zu rechter Zeit fiel ihm bei, daß er selbst nicht minder albern gewesen, als der Graf von Schwülen, indem er durch den gröbsten Fallstrick, seiner bessern Ueberzeugung zum Trotz, sich verleiten lassen, ein vorschnelles Urtheil über die Geliebte zu fällen, die ihm stets untadelhaft erschienen war. Er warf dem Weibe einige Thaler zu, und kehrte ihr schweigend den Rücken.

Aber im Augenblicke dieser Entdeckung war auch seine ganze Liebe für Evelinen erwacht,

und nun quälte ihn der Gedanke, das einmal verscherzte sei nicht wieder zu gewinnen. Dazu kam noch der Wiederwille gegen den harten Mann, der seine väterlichen Güter ihm entrissen. Wenn er jetzt aufs neue um Evelinen sich bewürbe, so möchte es scheinen, als wolle er nur durch ihre Hand diese Güter wieder an sich bringen. Diesen Sinn zu geben, widerstrebten sein Zartgefühl, sein Stolz. Er liebte im Stillen und kämpfte mit seiner Liebe. Doch dieser Kampf entging dem Fräulein nicht; denn ob er gleich ihres Vaters Haus nicht besuchte, so sah sie ihn doch bei Hofe und an manchen Orten; nirgends hatte er die Blicke so ganz in seiner Gewalt, daß ein liebendes Mädchen sie nicht mit Leichtigkeit entziffert hätte.

Ihre Hoffnungen erwachten und wurden jetzt um so fröhlicher von ihr genährt, da der allgemeine Ruf immer günstiger und lauter für den verwandelten Jüngling sprach. Der Gesinnungen ihres Vaters kundig, der Empfindungen ihres Geliebten gewiß, durfte sie schon kleine, nur der Liebe bemerkbare Schritte sich erlauben, um den Verirrten wieder an sich zu ziehen.

Eines Tages stand sie bei Hofe im glänzenden Zirkel, der Fürst machte die etikettenmäßige Runde. Plötzlich wurde er den Hauptmann Saarmund in der Ferne gewahr, winkte ihm, und als Felix bescheiden hinzu trat, sagte der Fürst sehr laut: „Herr Hauptmann, Sie haben meine letzten Aufträge zu meiner großen Zufriedenheit erfüllt. Ihr General hat diesen Morgen mit vieler Wärme von Ihnen gesprochen. Ich bin Ihnen Dank schuldig.“ Er lösete bei diesen Worten das Ordenskreuz von seinem Kleide. „Nehmen Sie, Herr Major!“

Das überraschte den jungen Mann. Zu den Verdiensten, die er bisher erworben, hatte sich auch die Begleiterin wahrer Verdienste, das bescheidene Mißtrauen gesellt. Er erröthete wie eine Jungfrau, küßte dem Fürsten schweigend die Hand, versteckte sich im Gewühl, und zog sich nach und nach bis zu einem entlegenen Fenster zurück. Aber Eveline, die mit hochklopfendem Herzen und freudefunkelnden Augen gesehen hatte, wie der Fürst im Angesicht des ganzen Hofes ihren Geliebten ehrte, Eveline war mit ihren Blicken ihm gefolgt, und als sie sah, daß er allein, gedankenvoll am Fenster stand, näherte sie sich von

ihm unbemerkt, bis plötzlich ihre wohlbekannte süße Stimme ihn fast erschreckte.

„Herr Major“, hub sie an, „obgleich Sie eine alte Freundin lange vernachläßigt haben, so kann sie doch das Vergnügen sich nicht versagen, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen.“

Es würde sehr schwer sein, das Gespräch, welches sich nun entspann, treulich wieder zu geben, denn es bestand fürwahr aus lauter Fragmenten und Pausen, die, weil sie nur von schüchternen Blicken ergänzt und ausgefüllt wurden, keiner klaren Mittheilung fähig sind. Ein Page, der Karten präsentirte, unterbrach das einsilbige, vielsinnige Gespräch. Aber Eveline setzte sich an den Spieltisch mit der innigen Ueberzeugung, daß sie noch geliebt werde, und Felix schlich in den Schloßgarten von süßer Schwermuth begleitet.

Noch einigemal sahen sie sich, doch nur in zwangvollen Gesellschaften, und auch dieses stille Vergnügen wurde den Liebenden bald geraubt, da der Baron in den ersten Frühlingstagen, die nun eingetreten waren, seine Tochter wieder aufs Land führte, und zwar auf dieselben Güter, die Felix vergeudet hatte. Der Zurückgebliebene suchte Zerstreuung in Geschäften, doch über Pla-

nen, Karten und Rissen schwebte Evelinens Bild.

Es war am 16 Mai, als einer von seinen Kameraden, den er lieb gewonnen, ihn erinnerte, daß am folgenden Tage sein sechsundzwanzigster Geburtstag sei, und ihm vorschlug, Morgen mit ihm auf ein nahes Dorf zu reiten, um dort einen fröhlichen Abend zu feiern. Felix versprach es, aber kaum hatte sein Freund ihn verlassen, als eine Ordonnanz von seinem General erschien, ihn einladend, morgen an einem glänzende Feste Theil zu nehmen, welches der General auf seinem Gute, vier Meilen von der Stadt, veranstaltet habe.

Obgleich er jedes Zeichen des Wohlwollens von jenem alten würdigen Mann gern und dankbar empfing, so war ihm doch die Einladung sehr unwillkommen, theils weil er schon für Morgen seinem Freunde zugesagt, hauptsächlich aber weil der Weg nach dem Gute des Generals durch die einst von ihm besessenen Güter, dicht an seinem väterlichen Schlosse vorbei führte. Er scheute diese Erinnerungen, indessen konnte er doch die Einladung seines Chefs nicht wohl ablehnen, zumal da ihn die Ordonnanz versicherte, daß auch

sein Freund sich einfinden werde. Dieser holte ihn selbst am andern Morgen ab, und beide fuhren in einer offenen Kalesche hinaus.

Felix, anfangs still und in sich gekehrt, wurde nach und nach von einer lebhaften Unruhe ergriffen, je näher sie der Grenze seiner vormaligen Güter kamen. Jetzt fuhr der Wagen aus einem Gebüsch — jetzt war diese Grenze erreicht — mit Wehmuth schlug er die Augen auf — welch ein Anblick! — Eine grüne Pforte, an der es von geputzten Kindern wimmelte — und Trompeten und Pauken erschallten — und von einem nahen Hügel donnerten einige Pöller dazwischen.

Felix sah seinen Freund verwundert an — der lächelte schalkhaft.

„Was soll das heißen? wird, mir zum Hohn, auch hier ein Fest gefeiert? — „Doch dieser schwarze Gedanke verschwand augenblicklich, als der Wagen an der grünen Pforte hielt, und die Kinder sich mit Blumen um ihn drängten und vernehmlich riefen: Heil dem wackern Sohne unsers guten seligen Herrn!

Felix war betäubt — Thränen füllten sein Auge — „Mein Gott! was soll das heißen? — Der Wagen fuhr langsam weiter, die Kinder

umschwärmten ihn jubelnd, und warfen ihre Blumensträuße in den Wagen. Der Giebel des Schlosses ragte schon hinter alten Linden hervor. Jetzt gelangten sie an den Eingang des Dorfes, wo Alt und Jung in festlichem Staate versammelt war, die Greise ihn segneten, die Mütter ihn willkommen hießen, und ein Dutzend flinker Bursche im Nu die Pferde von dem Wagen, sich selbst davor spannten.

„Was thut ihr!“ rief Felix.

„Laß sie“, sagte sein Freund, „sie feiern deinen Geburtstag. Nimm dich zusammen, sie meinen es gut mit dir.“

Und fort zogen die jauchzenden Bursche den Wagen bis an die große Treppe des Schlosses, auf der es von geschmückten Gästen wimmelte, und von welcher Hand in Hand der alte General nebst dem Baron jetzt herabstiegen, ihm willkommen zu heißen.

„Verzeihen Sie, Herr Major“, sagte der General, „daß ich Sie nicht auf meinem Gute empfangen kann. Mein Freund Lindewall wollte es sich nicht nehmen lassen, diesen Tag hier zu feiern.“

Mit freundlicher Wehmuth ergriff der Baron

des jungen Mannes Hand und führte ihn mitten durch die Gäste in den Saal, in dem auf einem Tische ein Pergament lag, und wo er den Verstummten folgendergestalt anredete: „Herr Major, Sie haben mich bisher verkannt, und ich mußte es dulden, so schwer es mir geworden, bis der Augenblick gekommen, in dem Sie Ihres edlen Vaters ganz wieder würdig erscheinen. Gott sei Dank! nun ist er da, dieser ersehnte Augenblick, nun darf ich reden. Ihr Vater hat mit eigener Gefahr mein Haupt vom Beile des Henkers gerettet, er hat mein verweisetes Kind beschützt. Ihm vergelten konnte ich nicht, aber in seine Hand versprach ich, einst seinem Sohne zu vergelten, und diesen Schwur will ich halten. Nie haben Ihre Verirrungen mein Herz von Ihnen gewendet, nie ließ ich Sie aus den Augen, und wenn es eine Zeit gab, wo ich Ihnen hart schien, und wo Sie es unedel fanden, daß ich fähig war, von wucherischen Gläubigern Ihre Wechsel einzuhandeln, Ihr väterliches Erbe Ihnen abzurechten, so geschah das alles nur um Ihnen zu bewahren, was Sie im Rausche der Jugend nicht zu erhalten wußten. Jetzt sind Sie ein Mann, ein wackerer Mann geworden. Em-

pfangen Sie mit diesem Pergament Ihre Güter zurück. Ich habe sie treulich verwaltet, Ihre Unterthanen als mir vertraute Kinder behandelt. Sie sind hier nicht unser Gast, wir alle sind Ihre Gäste. Doch damit es Ihnen auch nicht an einer freundlichen Wirthin fehle, um die Honneurs des Hauses zu machen —“

Seine Thränen hinderten ihn weiter zu sprechen. Er zog die glühende Eveline aus dem Kreise hervor, legte ihre zitternde Hand in die des Jünglings und fiel dem Eidam um den Hals. Felix hatte lange weder Worte noch Thränen, er stand wie bezaubert, das Glück wollte ihn erdrücken. In Evelinens Armen fand er endlich die wortkarge Sprache des dankbaren Entzückens. Unter den gerührten Gästen, die jetzt einer nach dem andern ihm die Hand schüttelten, war auch der alte Major, derselbe Offizier, der einst den Baron aus dem Kerker führte. Als Felix ihn erblickte, umarmte er ihn mit Heftigkeit und rief: „Dieser Mann war mein größter Wohlthäter!“

Das Gedicht von St. Oswald.

In der Bürgerbibliothek zu Schafhausen befindet sich ein altes deutsches Gedicht auf den heil. Oswald oder Oschwald, bestehend in vierundvierzig Blättern; jedes Blatt hat vierzig Verse. Der Codex ist papieren, nach dem Schriftkarakter aus dem sechszehnten Jahrhundert. Am Ende des Gedichts steht die Jahrzahl 1472.

Wenn nun auch das Gedicht in diesem Jahrgang abgeschrieben worden, so mag es doch älter sein. Vor dem Gedicht aber steht die Geschichte des Leidens Christi gleichfalls mit der Unterschrift 1472.

Henricus Beck pro tempore Socius (Divinorum) et capellanus in Scafhusa familiaribus Simpliibus Xti devoti vulgarisarit committens se pio Correctori anno dei 1412.

„Bittend got für mih.“

Indessen ist der Schriftkarakter des Gedichtes vom heil. Oswald nicht ganz der nämliche, mit der das Leiden Christi geschrieben ist.

Dieses Gedicht fängt nun an mit den Versen:

Wolt Ir hören stil gedagen
So wil ich üch künden und sagen
Von dem milten Mann
Do er das Leben je gewann
Das was St. Oswald in engelland
Also thut uns das Buch bekant
Dem dientent zwelf küngryche
Zwelf Küng dienten Im schon
Yeglicher unter siner Cron u. s. w.
Eben so dienten ihm auch zwanzig Herzoge
und
Sechsunddreysig Grafen lobesan
Dientent ihm mit manchem Biederman
Nün edel Bischöfen dientent ihm zu Hofe
„Ritter und och Knechte
Dientent ihm zur rechte."

Nun war St. Oswald vierundzwanzig Jahr alt, und ging mit sich zu Rathe eine Frau zu nehmen, und bat zu Gott, nur ihm Raut und Lee zu geben. In der Nacht kam es ihm vor, adß er eine Frau nehmen müsse, um sein Reich nicht unbeerbt zu lassen. Ein Engel rieth ihm, eine Frau aus dem Heidenthum zu nehmen, er

müsse aber Meer mit seinem Heer fahren, dort würde er sie finden, und würde dann noch Anlaß haben, die Heiden zu bekehren.

Nun berief er alle ihm unterworfene Könige und Vasallen, um mit ihnen Rath zu halten. Sie erschienen und bekannten, daß sie in seinem Lande für ihn keine würdige Gemahlin wüßten. Da nun aber St. Oswald nicht wußte, in welchem Lande der Heidenschaft er seine Gemahlin suchen sollte, so kam er in die höchste Verlegenheit. Allein aus dieser riß ihn ein fremder Pilger, der an seinen Hof kam, der einen Palmzweig in seiner Hand trug, und zweiundsiebenzig Lande bereits mit vielen Müheseligkeiten durchgereiset war. Diesen fragte er um Rath.

Der Pilgrim, der Warmund hieß, antwortete ihm; in dem Reich des heidnischen Königs Aaron sei eine ausserordentlich schöne junge Königin, die sich vortrefflich zu seiner Gemahlin schicken würde.

Ich han so schönes Bild nie gesehen
Also ist ihr werder Lib,
Wer! ich gesach nie schöner wyb
Ja schön, was us der maßen gros

An schöni lept nieman ihr genoß
Ihr minniglicher Lib ist so wohl gestalt
Si ist och gar tugentlich
Wann si zymt üwer Rych. —

Allein ihr Vater, König Aaron, sei äusserst grausam und feindselig gegen alle Fremde, deswegen schlug auch der Pilger die Botschaft an die junge Königin aus, die ihm St. Oswald auftragen wollte, auszurichten. Dann sprach der Pilger: „König Aaron

Dem Botem dem schlecht er ab das Hopt syn
Er haut es gesworen
Das gelopt mir Fürst Hochgebohrn
Er will sin Tochter nieman geben.“

Aarons Burg sei so fest, daß man mit einem zahlreichen Heer dreißig Jahre davor liegen könne, ohne zu seinem Zwecke zu gelangen. Niemand könne sich also mit einer solchen Botschaft beladen, doch wolle er ihm einen andern Rath geben. König Oswald habe an seinem Hofe seit sieben Jahren einen jungen Raben erzogen, dem die Gabe der Sprache und Verstand von Gott gegeben worden sei; diesen könne er ohne Gefahr zur Botschaft an die heidnische Königin brauchen.

Der Rabe wird also von einem Thurm, wo er saß, herbei geholt, und fängt zum höchsten Erstaunen des heil. Oswald einen ganz vernünftigen Diskurs an. Er erbietet sich, sein Botschafter zu sein, rieth ihm aber noch:

„Im ein Goldschmid herbringen
Haiß mir beschlagen das Gefieder myn
Oswald durch die Ehre din
Alles mit gutem rotten Gold
Darum gib ihm reichen sold
Und haiß mir wirken also schon
Uf min Hopt ein goldin Cron
Wenn ich kome unter die heidnisch Mann
So wird man mich fast gaffen an
Und mag och dessen baß frid han.“

Der Goldschmidt wird von einem Kämmerling geholt. Der Rabe erhält seine goldene Krone und das Gefieder mit Gold beschlagen. Oswald schreibt einen Brief, bindet ihn dem Raben unter das Gefieder, auch ein goldenes Fingerlein, einen Ring nämlich, mit seidenen Faden, dann ertheilt er noch eine Menge Lehren und Aufträge dem Vogel an die junge Königin:

„Und sag der edlen Kunigin fry
Daß mir on Gott nieman liber sy,
Den mir ist ir werter lib.
Si sol ob Got wil werden min wyb,
Wil si christen geloben han,
Das sol si mich wissen lon,
Do bring zusamen ein michel Her
Und far nach ir über das Mer."

Der Rabe fliegt nun ab. Allein auf dem Meere und der weiten Reise wird er müde und hungrig, setzt sich auf einen Felsen um auszuruhen, wird aber dort von einem Meerfräulein bei den Füßen unter das Wasser gezogen und sehr gut behandelt; allein er findet endlich Gelegenheit wieder durch List zu entrinnen, nachdem er bei dem schönen Meerfräulein genugsam gegessen und getrunken hatte.

Der Rabe kommt endlich an König Aarons Burg, und erregte durch seine fremde Gestalt großes Aufsehen. Er sah die junge Königin von vierundzwanzig Jungfrauen begleitet. Man trug über sie

Ain pheller der war rott und wyß
Den trugens ob der Kunigin mit Fliß

Wen si zu dem Tisch wolten gan
So mußtent sie den pheller ob gehan
Daß der Wind noch Sunenschin
Nicht möcht genahen der Kunigin.

Man ging zu Tische. Der Rabe flog mitten auf den Tisch.

Er sprach der den Himmel haut bessessen
Der gesegne üch üwer Trinken und Essen
Damit begunt er sich neigen schon
Dem richen Kunig Aaron
Tugentlich mit den Augen sin
Grüßt er die junge Kunigin.

Eben so neigt sich der Rabe gegen die alte Königin und gegen das gesammte Hofgesinde. König Aaron läßt sich nun mit dem Vogel in ein förmliches Gespräch ein, und verspricht ihm Friede oder Unverletzlichkeit in seinem Lande.

Allein der Rabe mißbraucht die ihm gewährte Hospitalität, schimpft ein wenig auf Mahomet, und verlangt im Namen des Königs Oswald von England für denselben die junge Königin zur Gemahlin.

Aaron wird entrüstet, und kündet ihm den Frieden auf, will ihn auch sogleich an eine Stange hängen lassen. Er sprach:

„Und hät ich die Welt geschworen
So mußt du das Leben han verloren.“

Die junge Königin bittet aber den Vogel los, nachdem sie ihrem Vater die Schande der Friedbrüchigkeit zu Gemüthe geführt hat, erhält ihn endlich geschenkt. Sie nimmt ihn auf ihr Zimmer, gibt dem Raben zu fressen, dann richtet er seine Botschaft noch einmal aus, erhebt sein Gefieder und läßt den Ring und den Brief ablösen.

Nach diesem gibt die Prinzessin ihm wieder an ihn Aufträge mit einem Fingerring und Brief, er solle dem König Oswald sagen, daß er mit seinem Heer und wenigstens 70 Kielen, das ist Schiffen mit Proviant und Gewand auf wenigstens acht Jahre sich versehen, sodann auch einen vergoldeten Hirsch mitbringen, vorzüglich aber ihn, den lieben botschafttragenden Raben mitzunehmen nicht vergessen solle.

Also flog der Rabe wieder nach England zu König Oswald, und entledigte sich seiner Aufträge. Der König läßt ein Heer sammeln, rüstet eine Flotte. Für das Heer läßt er eine Menge goldene Kreuze verfertigen, und wer eines davon annahm, der war verbunden, die Kreuzfahrt mit über das Meer zu machen, und so lange zu blei-

ben, bis der König zurückkehrte. Oswald ließ einen Hirsch fangen, nahm diesen mit auf die absegelnde Flotte; allein das Hochgesinde vergaß unglücklicherweise seinen dienstbaren und dienstfertigen Raben.

Als die Flotte in dem Lande des heidnischen Königs Aaron mit dem Heer angekommen war, so rieth ein alter tapferer Ritter dem Könige Oswald, daß man sich zwischen dem Meer und einem Gebirge lagern solle, um nicht vom Feinde gesehen zu werden, und gute Herberge zu haben. Oswald befolgte den Rath. Er läßt einen Kämmerling rufen, mit dem Befehl, ihm den Raben zu bringen, den er nun an die junge Königin mit Briefschaften abschicken wollte; entdeckte jetzt zu seiner Verzweifelung, daß er in England vergessen worden.

In der höchsten Muthlosigkeit und Verlegenheit fällt König Oswald mit seinem Heer auf die Knie, und rief die Himmelskönigin an. Sie erhört ihn, sendet einen Engel, der den Raben abholen sollte. Allein der Rabe wollte nicht gehen, und beklagt sich bei dem Engel über die Vernachläßigung des Königs Oswald, der ihn so schändlich vergessen, und über die Unbarmher-

zigkeit des Hofgesindes, das ihn bereits über Jahr und Tag ohne Speise gelassen. Er habe nicht einmal Kraft genug um zu fliegen, und sagt:

„Do min Herr von dem Land war kummen
Do ward mir min pfrond genommen
Von dem Koch und von dem Keller
Sigel nun merk mines Herzens schwer
Die begunten mir gar vergessen
Sie gaubents mir nur nitz zu trinken und zu essen
Also muß ich min Spiß nehmen
Min Herr muß sich des ymer schemen
Ich muß essen zu allen Stunden
Von dem tisch mit mines Herren Hunden
Welchem Hund ich nun sy spiß nahm
Der grain mich jemerlich an
Man gab mir weder Wein noch Brodt
Von Hunger laid ich große nott
Min Gesider ist mir zerzerrt sehr
Minem Herrn mag ich nicht gehelfen mer.

Endlich ließ sich aber doch der Rabe von dem Engel durch gute Worte bewegen, über das Meer zu König Oswalds Heer zu fliegen. Dort setzte er sich auf eine Segelstange, und ward sogleich von einem Schiffknecht, der ihn am ersten sah,

und für die gute Nachricht viel Goldes als Botenbrod erhielt, angemeldet. König Oswald

Mit manchem hochgelopten Degen
Ging er dem Rappen entgegen.

Der Rabe beklagt sich nun gleich bei dem Könige über die üble Behandlung, die er während seiner Abwesenheit erduldet hatte, läßt sich jedoch besänftigen, und fliegt mit einer Botschaft sogleich an die feste Burg der jungen Königin.

Die junge Fürstin läßt dem König Oswald sagen, er soll mit hundert künen Degen, d. i. tapfern Rittern, gegen die Burg rücken in der Dunkelheit, und diese Leute im Hinterhalt verborgen halten. Er selbst solle ein kleines Zelt mitten im Feld aufschlagen, und zwölf Goldschmiede mitnehmen, die dort hämmern und arbeiten sollte. Ihr Vater, König Aaron, würde dann weder ihm noch seinen Leuten etwas zu leide thun.

Zum Glück traf Oswald in seinem Heere zwölf Ritter an, die ehedem die Geschmiedekunst gelernt hatten. Er zog also mit ihnen in das Zelt; sie fingen an zu hämmern. König Aaron, dem dieses gleich angekündet ward, kommt aus der Stadt, um sich nach dem Lärmen zu erkun=

digen. Er sieht wirklich, daß es Goldschmiede sind, und erkundigt sich nach ihrer Kunst. Sie geben den Bescheid, daß sie fahrende Goldschmiede wären, die sich durch ihre Arbeit etwas zu verdienen suchten. Aaron ward dessen froh, und nahm sie in Dienst.

Der Haide liß nit lenger beliben
Und hieß den meistern Briff schriben
Und was si ein ganzes Jar soltent haben
Das lies er ihnen aus der Burg in Herberg tragen,
Sande wyn und och Brod,
Und was den Meistern war nott,
Zames und och Wildpräth
Guter Kost aller geräth.

Indessen aber ward dem König Oswald doch die Zeit lange, weil er nie die junge Königin sehen noch gewinnen konnte; allein eines Tages hatte er im Traum ein sonderbares Gesicht, das ihn näher zu seinem Zwecke führte. Als er erwachte sagte er zu den goldschmiedenden Rittern:

„Ich wil üch libe mer sagen
Mir habent gerauten die Sinne min
Wie ich solt gewinnen die Kunigin
Davon so sind nun alle fro
Und würkent mir och fier goldne Clow (d. i. Klauen)

Die wil ich minem Hirschen mit goldenen schnüren
Binden unten an die Füße sin
Also sprach der Fürst hochgeboren
Und machent mir zwo güldin Hirßhorn
Machent mir die schön mit finem Gold
Den mir min Hirß uf sinem Hopt tragen solt
Noch wil ich üch mehr sagen
Ain guldin Deklin muß er haben
Daß sie neben dem Hirß ufge
So nim ich ihn, sprach der Fürst werde
Und fier ihn an den Burggraben hinzu
Das thun ich eines morgens also fruh."

Die Ritter fingen nun an zu arbeiten, und den Hirsch mit Goldbeschläge auszuschmücken. König Oswald jagte ihn in den Schloßgraben, die Wächter sahen das sonderbare Thier, meldeten dem Könige Aaron die sonderbare Erscheinung. Er zog mit Hunden, Jagdzeug, Pferden und Leuten aus, um den Hirsch zu jagen, der in das Gebirge floh.

Man setzte ihm also nach. Indessen aber blieb die Burg und die Veste unbesetzt, wenn gleich die Thore im Innern, wo das Harem war, oder die Frauenzimmer wohnten, beschlossen waren. Die junge Königin benutzte nun die Abwesenheit

ihres Vaters, um mit drei Jungfrauen, ihren Freundinnen, zu entfliehen. Auf ihr Gebet und auf ihr Gelübde, eine Christin zu werden, sprangen die Thore von selbst auf. Die Fürstin floh jetzt nach dem Heere des Königs Oswald, und ward zuerst von dem dienstfertigen Raben, der auf der Segelstange saß, erblickt, angekündigt, und vom Könige auf das lieblichste empfangen. Nun lud man das Heer sogleich auf die Schiffe und spannte die Segel.

Aber bald ward die junge Königin zu Hause vermißt und ausgekundschaftet, daß sie mit den Goldschmieden entlaufen, und mit einer Flotte davon gefahren sei. König Aaron läßt nun auch seine Flotte rüsten, und segelt mit seinem Heere nach, das er durch den Schall eines goldenen Hornes in Eile zusammen berufen hatte.

König Oswald kommt glücklich in England an, nach einem ausgestandenen Sturm, in dem er dem Heiland und den Heiligen große Gelübde that.

Allein bald darnach erscheint auch die Flotte und das Heer der Heiden. Oswald ermuntert die Seinen zum Streit. Beide Heere gerathen an einander, Blut floß in Strömen, die Christen siegten.

„König Aaron ward siglos
Wol trysig tusend Heiden er da verlos.“

Aaron ward selbst gefangen; man schonte seiner, weil er der jungen Königin Vater war. Oswald sprach ihm zu, sich taufen zu lassen, und den Gott der Christen zu erkennen. Darauf kam eine trotzige Antwort. Oswald setzt aufs neue an, und sagt ihm:

„Ich bin an dir worden sighaft
Und das durch mines Gottes Kraft“

der sogar die Macht hätte, alle todten Heiden wieder lebendig zu machen. Aaron spricht jetzt spottend, wenn dies geschehe, wolle er sich taufen lassen.

Auf das Gebet des frommen Königs Oswald werden alle Heiden wieder zum Leben gebracht. Aaron ermuntert seine erweckten Leute wieder neuerdings gegen das Heer Oswalds zu streiten. Allein sie weigern sich der Zumuthung, und sagen:

„Wir sind gewesen in dieser Stund
In der heisen Höllen Grund
Da ist uns also we geschehen
Das beguntent die geschlagenen Haiden.“

Sie wollten also, sagten sie, lieber an Jesus Christus glauben.

„Dem wollen wir dienen für eigen
Der mag uns wohl Hilf erzeigen.“

Endlich spricht Aaron, wofern König Oswald durch Kraft seines Gebets erwirken konnte, daß aus dem nächststehenden Felsen eine Quelle entspränge, so wolle er sich nach diesem Wunder sogleich aus diesem Quellwasser taufen lassen.

Oswald wirft sich auf die Knie und betet.

„Alles das sin Herz begeret
Von dem himmlischen Trächtin
Und von der lieben Mutter sin.“

Oswald hieb mit seinem Schwerdt in den Felsen; eine Quelle entsprang. Aaron, überwältigt durch dies neue Wunder, läßt sich taufen, eben so die junge Königin und ihre drei Jungfrauen, endlich alle zum Leben wieder erweckten Heiden. Drei Tage und drei Nächte taufte Oswald unausgesetzt. Es blieben noch fünfundsiebenzig ungetaufte Heiden übrig, die von selbst in das Wasser sprangen, weil Oswald vom Taufen so müde war. Die Heiden wünschten nach der Taufe alle zu sterben, um sogleich selig zu werden. Auch dieses wird ihnen auf das Gebet

des heil. Oswald gewährt. Ihre Engel nahmen ihnen die Seelen vom Munde, geleiteten sie zum Himmel. Die Körper aber sanken in einen Haufen Asche und Staub zusammen.

König Oswald machte nun große Anstalten eine Hochzeit zu feiern. Er sandte Boten aus, und ließ auch alle armen Leute dazu einladen, um ihnen eine reiche Spende zu machen. Die Armen werden in zehn Schaaren abgetheilt, deren jede ihr Geschenk erhalten soll.

Da fiel es aber ein „dem himmlischen Trächtin", nämlich dem Herrn Christus, den König Oswald in der Gestalt eines armen Mannes zu versuchen, ob er auch in ihm die Gelübde der Wohlthätigkeit, welche er in den Gefahren des stürmischen Meeres und der Feinde gethan, erfüllen würde. Christus erscheint demnach als ein dürftiger Pilgrim, begibt sich von einer Schaar der Armen zu der andern, empfängt in jeder Klasse das bestimmte Geschenk, ungeachtet der Einwendungen des neidvollen Hofgesindes. Indessen aber wird der Pilgrim immer ungestümmer und zudringlicher.

Als der König Oswald mit seinen Helden zu Tisch gesessen war, kam der Pilgrim an die

Tafel, begehrte die köstlichsten und seltensten Speisen. Man gab sie ihm zum größten Verdrusse des Hofgesindes. Endlich verlangte er auch goldene und silberne Gefäße und Pokale, ja sogar das schöne Tischtuch, um, wie er sagte, es nach Rom zu tragen, und dasselbe zu einer Altarzierde zu opfern. Auch dies Begehren ward ihm gewährt.

Jedoch ward das Hofgesinde darüber so entrüstet, daß es sich bereitete, den armen Pilgrim mit Thätlichkeiten anzufallen.

Den Pilgrim wollten sie lestern
Und zuchgtent ire Messern
Und wolltend in gestochen han.

Aber Oswald stand auf und prügelte das Hofgesinde derb ab.

Der edel Fürst hochgeboren
Schlug einen schint-fessel zu den Oren
Den andern stieß er an den giel
Daß er an den Ruggen fiel
Dem Dritten gab er ein ungefügen schlag
Daß er gestreckt vor ihm lag.
Den Vierten nam er by den Haaren syn
Und zoch in durch die stuben her und hin
Er sprach lugent an die feigen Buben u. s. w.

Nach dieser Exekution setzte der Pilgrim den König Oswald noch auf die allerhärteste Probe; denn er verlangte von ihm nichts weniger, als sein ganzes Land und die junge Königin obendrein.

Sankt Oswald ob der Red vil übel erschrickt
Die Frauen er trauentlich anplicket
Do sprach der Fürst mit eren
Nun gib ich dir von Herzen geren
Doch möcht es nur ir wil gesin
Do sprach der ußerwelt Degen
Zu der Kunigin mit trurigen Leben
Zwar wil ich dich dem Pilgrim geben.

Die Königin ward also förmlich abgetreten, und zwar um Gotteswillen.

Sie sprach recht wie wir hören jechen
Was Gotz wil ist, das soll geschechen.

Nach dieser Schenkung verlangt Oswald seinerseits das Gewand des Pilgrims, um arm in der Welt herum zu ziehen.

Das wil ich nun legen an
Und will mich glichene einem armen Mann
Von den minen allen
Will ich willentlich wallen
Hin gen fremde Land
Da bin ich unerkannt

Zwar Richtum wil ich miden
Und will ich willentlich liden
Verschmäht und och in Armut
Und das Got si gnad an mir tut.

Auf diese unerhörte Resignation gibt sich der Pilgrim zu erkennen, erklärt, daß er selbst der allmächtige Gott sei, und ihn nur habe versuchen wollen.

Ob du mir wolltest leisten edler Fürst und gut
Da du mir verhießest auf des wilden Meeres fluth.

König Oswald bekommt nun wieder alles geschenkt, sein Reich sowohl, als die Königin. Allein der göttliche Pilgrim gibt unter Ankündigung des dem Ehepaar nahe bevorstehenden Todes den Rath, daß er mit seiner Gattin immer keusch leben soll. Damit sie aber nicht von menschlichen Lüsten überwältigt würden, so sollten sie bei den Versuchungen der Wollust in ein Gefäß voll Wasser springen, das sie immer neben dem Bette stehen haben sollten.

Du solt keiner sünd mit diner frawen pflegen
Den du lebst nit lenger als zwei Jar
Oswald das sag ich dir für war.

Dagegen aber verspricht er ihm, daß er heilig

werden und unter die heiligen Nothhelfer kommen solle.

Oh so solt du der vier nothelfer einer sin
Das solt du haben von der gnade min
Herob wie du den sünden solst widerstan
Wasser solst du vor deinem Bett han,
Will dich die menschheit bezwingen,
So sollt du in das Wasser springen,
Also sol och tun die frow din,
Und tuny durch den willen min,
Darum werd ich geben schon
Die himlisch Kron zu Lon.

Mit diesen Worten verschwand der Heiland.

Oswald und seine Gemahlin thaten nun wie ihnen befohlen war. Sie lebten also in lobesamer Keuschheit.

Er und die Kunigin
Die wolt gottes Dinerin och sin
Si beguntent lieplichen (d. i. leiblich, mit dem Leibe) by einander ligen
Aber weltlichen Liebin si sich verzigen
Wann si aber der welt fröd bezwang
Ir jedweders in das wasser sprang.

So verdienten sie sich also in zwei Jahren, die sie noch lebten, die himmlische Krone. Sie

beichteten noch vor ihrem Ende ihre Unvollkommenheiten. Ein Chor Engel holte sie ab, und führte sie straks gegen Himmel.

Der Dichter schließt endlich ganz fromm:

„Nun helf uns Gott, der lib gott
Und Maria sin vil liebe Mutter
Daß unser keins nimmer ersterbe
Und daß wir ir beider huld erwerben
Darum sollent wir bitten, das ist min raut,
Damit St. Oswald leben ein end haut
Und behüt uns Gott vor aller nott. Amen!

Aspasia,

von der Frau von Stael-Holstein-Neckar. *)

Wenn es um die Schilderung der Frauen des Alterthums und Griechenlands insbesondere zu thun ist, so geräth man in nicht geringe Verlegenheit; man fühlt sich angezogen durch ihren Geist und zurückgestoßen durch ihre Sitten. Die Zahl der berühmten Frauen ist klein, die in jener Epoche der Civilisation sich beides, Bewunderung und Achtung, zu verdienen wußten, und unter die zahllosen Wohlthaten des Christenthums muß auch die Einführung jener gesellschaftlichen und reinen Sitten gerechnet werden, welche den Frauen gestatten, sich sehen zu lassen ohne verächtlich zu werden, und ihr Inneres auszusprechen ohne ihren Ruf zu beflecken.

Zu Milet in Jonien geboren, war Aspasia die Tochter des Axiochus. Die Frauen

*) Aus dem zweiten Bande der *Biographie universelle ancienne et moderne*. (Paris, bei Michaud, 1811. 8.)

aus Klein-Asien besaßen, wie man behauptet, größere Schönheit, als die Athenerinnen. Es bietet Asien etwas Wunderbares dar, das sich in tausend Gestalten immer neu zeigt. Früher schan hatte Thargelia, auch eine schöne Frau jenes Landes, das Beispiel der seltenen Verbindung politischer und literarischer Talente mit allen liebenswürdigen Reizen ihres Geschlechtes gegeben. Sie scheint Aspasien zum Vorbilde gedient zu haben, obgleich diese nicht, wie Thargelia, ihre Reize gebrauchte, um dem persischen Monarchen Anhänger zu verschaffen. Die Ausländerinnen waren durch die Gesetze der Athener gleichsam geächtet, indem ihre ehelichen Kinder nicht für rechtmäßige galten; vielleicht hatte dieses Verhältniß mitgewirkt, um Aspasien zur Buhlerin zu machen. Wo die gesellschaftlichen Einrichtungen ungerecht sind, da geschieht es nicht selten, daß die Personen, welche sich gedrückt fühlen und keinen Schutz finden, davon gereizt und entrüstet, sich alles erlauben und alle Schranken niederreissen. In Monarchien bemerkt man gegen Frauen, welche sich in Staatsgeschäfte mengen, eine gewisse Abneigung; man sieht sie als Rivalinnen der Männer an, die sich in eine

Laufbahn eindrängen, welche nur jenen geöffnet sein soll; in Freistaaten hingegen, wo die Staatsinteressen das Wichtigste für alle Männer sind, da würde eine innige Verbindung mit Frauen unmöglich sein, die jenem Interesse fremde blieben. Es beschäftigte sich demnach Aspasia vorzugsweise mit der Staatskunst, und insbesondere mit der Beredsamkeit, dieser mächtigsten Waffe freier Staaten. Plato hat in einem seiner Dialogen die sehr schöne Rede Aspasiens zur Ehre der bei Lechea gefallenen Athener aufbewahrt. Er versichert, es habe Pericles bei ihr die Redekunst erlernt. Der elegische Dichter Hermesianax schildert den Sokrates als den Liebhaber Aspasiens: „Venus", sagt er, „wollte „an seiner strengen Weisheit Rache üben, und „sie entflammte ihn für Aspasien; eitle Sor„gen der Liebe waren es nun allein, die seinen „tiefen Geist beschäftigten; unablässig sprach er „unter irgend einem Vorwande bei ihr ein, und „er, der die Wahrheit mitten durch die verwik„keltesten Trugschlüsse erkannte, war jetzt nicht „im Stande, sich aus den Irrgängen seines „eigenen Herzens heraus zu finden." Aspasia selbst richtete Verse an Sokrates, um ihn

über seine unglückliche Liebe zu trösten; inzwischen darf man immer annehmen, es habe das Gefühl einer Gewalt, der sich Sokrates, so bald er wollte, wieder entziehen konnte, ihr nicht wenig geschmeichelt. Das, was Aspasiens Ruhm begründet, ist die eben so aufrichtige als dauerhafte Zuneigung, welche sie dem Pericles, diesem großen Manne, der zugleich Bürger und König eines Freistaates war, einzuflößen wußte. Man hatte ihn den olympischen Jupiter zugenannt, und seine Gefährtin Aspasia empfing den Namen der Juno; sie gebahr ihm einen Sohn. Gleichwohl konnten die Verirrungen der Leidenschaft seinem Glücke nicht genügen; er verlangte innigere Bande mit ihr zu knüpfen, und trennte sich von seiner Gemahlin, um Aspasien zu heirathen. Plutarch versichert, er habe die vollkommenste eheliche Zärtlichkeit für sie gehegt: ist es möglich, daß weibliche Verderbtheit solche Gefühle einflößen kann? Man hat Aspasien beschuldigt, die Ursache von zwei Kriegen gewesen zu sein; denjenigen zwischen Athen und Samos, wegen ihrem Vaterlande Milet; und dessen zwischen Athen und Lacedämon, wegen der Stadt Magara. Plutarch rechtfertigt sie gegen

diesen Vorwurf, und Thucydides erwähnt da, wo er umständlich die Ursachen des langen peloponnesischen Krieges aufzählt, ihres Namens nicht. Aristophanes allein stellt die Beschuldigung gegen sie auf; allein Aristophanes hat alle Namen angegriffen, die in Athen Aufsehen machten, weil für das Gelingen seiner Lustspiele die Kühnheit seines Karakters nicht minder wichtig war, als der Glanz seines Witzes. Ueberdies, sobald eine Frau Einfluß auf die Häupter des Staates hat, so kann es nicht anders sein, als daß jeder Unfall, den, sei es das Gemeinwesen, seien es Einzelne erleiden, ihr zugerechnet werde. Die Einbildungskraft beschäftigt sich gerne mit der geheimen Kraft, deren Wirkungskreis niemand berechnen kann, uud der Unglückliche mag gerne etwas, das er nicht kennt, für die Ursache seiner Leiden halten. Die Athener, gegen Pericles entrüstet, klagten Anaxagoras, Thidias und Aspasien des Frevels gegen die Götter an. Weil sie ihn selbst nicht angreifen durften, so hielten sie sich an seine Lieblinge. Die Verweisungsurtheile gegen Anaxagoras und Phidias konnte Pericles nicht lindern; als er Aspasien im Areopagus vertheidigte, da vergoß

er Thränen, und das Gefühl, welches der Anblick eines so starken, von so mächtiger Rührung ergriffenen Geistes wecken mußte, entwaffnete die Richter. Pericles starb im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges, und Aspasia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Pericles, die die Huldigungen des Alcibiades empfangen hatte, verband sich jetzt, wie man sagt, mit einem gemeinen und unbekannten Menschen, welcher Lysieles hieß; bald jedoch theilte sie ihm ihren Geist mit, und in kurzer Zeit hatte er sich großen Einfluß in Athen erworben. Etliche Lustspieldichter ihrer Zeitgenossen beschuldigen Aspasien, eine Schule verdorbener Sitten gehalten, und darin selbst Beispiel und Lehre ertheilt zu haben. Die Schelsucht, durch ihre seltenen Eigenschaften und glänzenden Verhältnisse geweckt, mag leicht so giftiger Beschuldigungen Quelle gewesen sein. Man hat in Paris viele Frauen gekannt, welche sehr ausgewählte Gesellschaftskreise um sich versammelten, und ohne die Frankreichs geistreiche Köpfe des Vergnügens freier Mittheilungen und des Vortheiles gegenseitiger Aufmunterungen würden entbehrt haben; der Einfluß aber und die Gewalt, welche Aspasia

ausübte, war von ganz anderer Art: sie ward als Redner bewundert, während in Frankreich die Sprache stets nur als leichtes und kunstloses Spiel galt. Aspasiens Einfluß dehnte sich auf die ganze Nation aus, zu der sie auch beinahe ohne Ausnahme sprechen konnte, weil die Zahl der Bürger, welche politische Rechte in Athen übten, ungemein beschränkt war.

Es traten in Griechenland die schönen Künste unter allen Gestalten zum Vorschein. Nicht die Beredsamkeit allein, sondern auch die Wissenschaft des Regierens, ward durch einen gewissen Kunstgeist belebt, der aus den Sitten und der Religion der Athener hervorging. Diese vorherrschende Macht begründete Aspasien's, welcher keines ihrer Geheimnisse fremd war, mächtigen Einfluß. Des Lebens Vollgenuß ausschlürfen (s'enivrer de la vie) war für den Athener beinahe religiöses Gebot. Auf die Welt und ihre Pracht Verzicht leisten, ist die Tugend neuerer Zeiten; darum wird es unmöglich, zwei in der Geschichte der menschlichen Denkweise so verschiedene Zeiträume nach gleichen Grundsätzen zu beurtheilen. Ein deutscher Dichter nannte ein Weib die heilige Aspasia. Es wäre allerdings ein herrliches

Ding, allen Zauber der poetischen Bildung der Griechen vereint zu sehen mit der Sittenstrenge, die die Seele stählt, und durch die sie allein Ernst und Tiefe erlangen kann. Der Ruhm von Aspasiens Name hatte sich also verbreitet, daß der junge Cyrus seine Geliebte (Milte) also nannte, um die Gefühle auszudrücken, die ihre Liebenswürdigkeit und ihre Reize in ihm weckten: Aspasia bezeichnete die liebenswürdigste der Frauen, und Alexander den größten der Helden. Wer ein Weib Aspasia hieß, der wollte sie ungefähr einer Göttin aus dem Fabelreiche gleichstellen; denn die berühmten Männer und Frauen jeglicher Gattung mischten sich in Griechenland schnell unter die Bewohner des der Erde so nahen Olympes.

U.

Fridolin und Myrtha.

Ein Maiopfer auf dem Altare der ehelichen Liebe.

In Vorzeits Tagen lebt' am Rhein
Der edle Fridolin,
Begünstigt nicht vom Glückes-Schein
Doch reich an biederm Sinn.
Was ihm sein väterliches Feld,
Der kleine Garten trug,
War ihm zum Frohsein in der Welt,
Zu seinem Glück genug.

Doch seit er Myrtha hat ersehn,
Die aus der Ferne kam,
Und in Besitz auf nahen Höhn
Ein reiches Erbe nahm.
Seitdem ist seine Ruh dahin,
Was hat sein Aug' ersehn? —
Zu arm, zu arm ist Fridolin
Für Myrtha reich und schön.

Nicht sagte dies die Liebliche,
Die aus der Ferne kam,
Und gern sich auf der stillen Höh'
Dem Weltgewühl entnahm.
Des stillen Glücks sie hat Begehr,
Entfernt von eitlem Tand,
Dem, der nach ihrem Herzen wär,
Zu geben treu die Hand.

Und es geschieht als sollt's geschehn,
Daß, als auf stillem Pfad
Sich Fridolin und Myrtha sehn,
Das Glück sich beiden naht.
Die Liebe hat beredten Laut,
Kennt schnell den innern Wink,
Die Reiche ward des Edlen Braut
Eh noch der Lenz verging.

Ein seltnes Loos, wohl frei von Wahn
Den Liebenden sich gab,
Und Rosen warf auf ihre Bahn
Ihr Schutzgeist still herab.
Der Freude Hoffnungssonne schien,
Kein Wölkchen zog ihr nach;
Der Freundschaft-Laube Immergrün
Sproß heissem Sommertag.

Doch jeder Blüthe schneller Flor
Welkt einstens schnell dem Blick;
Allein aus Wehen blüht empor
Das minder flücht'ge Glück.
Der Ruhe heitres Loos entwich,
Das sich den Beiden gab,
Als mit dem Freunde Myrtha sich
Zur nahen Stadt begab.

Gleich einem Dämon flog herbei
Was Freundschaftsruhe stört;
Vom Schein der Welt, durch Schmeichelei,
Ward Myrtha's Herz bethört.
Zwar kehrt sie noch zur stillen Flur,
Die ihre Burg umgiebt;
Doch nicht mehr findet sie die Spur,
Die sonst ihr Herz geliebt.

In Gram versenkt blickt Fridolin
Hinunter von der Höh,
Nun auf sein kleines Erbe hin
Trägt still sein tiefes Weh.
Er hadert nicht mit dem Geschick,
Ehrt das geknüpfte Band;
Beweinet nur daß Menschenglück
Stets dient dem Unbestand.

Dann aber spricht in ihm der Muth,
Der aus dem Herzen kommt:
„Ich strebte nie nach reichem Gut,
„Mir frommt, was Myrtha frommt;
„Vergäße sie auch selbst den Freund,
„Auch dieses mag geschehn!
„Hat den nur, der es treuer meint
„Ihr gutes Glück ersehn!“

Zur Gattin sprach der treue Mund:
Laß sanft hinweg mich ziehn!
Gelös't sei unser heil'ge Bund,
Doch nie laß Liebe fliehn!
Beim Lebewohl schlägt Myrtha's Herz,
Weil es vom Freunde trennt,
Und nahen, ihr noch fremden Schmerz
Im Ahnungsgeist erkennt.

So trennen sie und gehn dahin
Auf neuer Lebensspur,
Reich ist die Welt an Freudgewinn,
An Blumen reich die Flur.
Wer sucht, entdeckt, sei's klein, sei's groß,
Wohl Glück, das ihm sich weiht;
Doch Ruhe wohnt im Herzen nur,
Bei dir Genügsamkeit!

Viel lange Jahre flohn dahin;
Verschlossen trug sein Leid,
Im heissen Busen Fridolin
Hoft still auf Gott und Zeit;
Und Myrtha durch die Zeit erfährt:
Wie spärlich Glück gedeiht!
Wie nur, was Treue schön bewahrt,
Sich ew'gem Glücke weiht.

So oft nun kehrt der Hochzeitstag,
Der einst ihr gab den Freund,
Sinnt sie entfloh'nen Tagen nach,
Ihr Aug' wird trüb und weint.
Zwei Knaben blicken hold sie an
Und sagen ohne Wort:
Was hat dir auch dein Freund gethan,
Und warum ging er fort?

Einst also sinnend geht sie hin,
Als schon die Sonne weicht,
Ihr naht ein Mann, dem Fridolin
Doch nur als Schatten gleicht.
Sie sieht des bleichen Mann's Gesicht,
Reicht eine Gab' ihm hin,
Als milden Lauts er zu ihr spricht:
„Dich grüßet Fridolin!

„Lang hat sein Aug' um dich geweint,
„Sein Lebenstag entflieht;
„Er war und blieb dein treuster Freund,
„Ist auch sein Glück verblüht.
„Was du mir gabst, erquicke ihn,
„Gab es nicht blos die Hand" —
Doch länger nicht barg Fridolin,
Daß er vor Myrtha stand.

Hoch schlug das Herz in Myrthas Brust,
Es flog dem Freunde zu;
Sie weinte Thränen heilger Lust,
Fühlt nie empfundne Ruh.
Fromm reichten beide sich die Hand,
Und Engel sahn herab,
Weil Lieb in Lieb sich wiederfand
Zur Freundschaft bis an's Grab.

Lied

dem

Andenken Myrthas und Fridolins.

Wohl viele Wege gehn dahin,
Dahin wohl manche Spur;
Reich ist die Welt an Freudgewinn,
An Blumen reich die Flur.
Doch ob sich manches neuem Loos
Zu neuer Freude weiht,
Wohnt Ruhe doch im Herzen blos,
Bei dir Genügsamkeit!

Und einzig kehrt entfloh'nes Glück
Wo Ruh besiegt das Leid,
Wo sanft versöhnend das Geschick
Die Lieb' der Lieb' verzeiht.
Da führet sanft're Spur durchs Thal
Bei goldnerm Sonnenschein,
Und himmlisch leuchtet Hoffnungstrahl
In dunkle Nacht hinein.

Ihr, die ein Irrthum oder Wahn
Um Freundschaftsglück gebracht,
Euch winkt des Friedens heilge Bahn,
Euch winkt die letzte Nacht.
Was zögert ihr? — schön menschlich ruft
Dem Wiederfindens Tag —
Dann folgen in die späte Gruft
Euch heil'ge Thränen nach.

Geschrieben in der Villa Doria
bei Albano, 1811.

Karl Graß.

Miszellen.

Chardin erzählt in seiner Reise nach Persien, daß die Leute sich dort verheirathen, ohne sich vorher gesehen zu haben. Der Mann erblickt seine Frau nicht eher, bis er sie schon wirklich zu seiner Frau gemacht hat. Es muß ein sehr interessanter, aber auch bisweilen ein sehr fataler Augenblick sein, in dem er ihr zum ersten Male den Schleier vom Gesichte hebt. Man sollte glauben, sagt Chardin, daß diese Art sich zu verheirathen nichts als unglückliche Ehen hervorbringe, aber gerade umgekehrt sind die Ehen dort weit glücklicher als bei uns, wo der Bräutigam Monate lang den sichtbaren Reizen der Braut huldigt. In Persien sieht man freilich die eigene Frau erst am Morgen nach der Hochzeit, hingegen sieht man auch nie eine andere Frau, sondern immer nur die eigene, und das ist allerdings ein großer Vortheil, man weiß nicht warum.

In Armenien liegt eine Stadt Namens Irwan. Dort herrschte zu Chardins Zeiten ein Statthalter, dem sein Gouvernement über eine halbe Million Thaler eintrug. Er nannte sich Sefi-Kuli-Cham, zu deutsch: der Fürst, ein Sklave des Sefi; denn Sklave ist ein Ehrentitel im Orient. Es gibt Länder genug, wo die Sklaverei für eine Ehre gilt, obgleich aus falscher Schaam der Titel Sklave nicht üblich ist. Die Perser handeln konsequent und nennen das Kind beim rechten Namen. Chardin sagt: Scha-Kuli, des Königs Sklave, sei dort ein eben so hochgeehrter Titel, als der eines Marquis in Frankreich, auch verrichteten diese sogenannten Königssklaven ungefähr dieselben Dienste bei Hofe, wie unsere Kammerherren.

Wenn die Perser erzählen wollen, daß ein Gesandter dem Könige vorgestellt worden, so sagen sie: „er hat die Füße der Sklaven des Königs geküßt." Auch wenn sie irgend eine löbliche Handlung ihres Beherrschers verkündigen wollen, bedienen sie sich der Redensart: „die Sklaven des Königs haben diese oder jene große That verrichtet." Im Grunde sollte man glauben, das sei eine satyrische Wahrheit, weil selten

die Könige selbst, sondern meistens ihre Diener handeln; aber Chardin meint, die Redensart gründe sich auf den Koran, in dem die Werke Gottes immer die Werke der Engel genannt werden, und die Mahometaner behaupten, daß man die Macht Gottes weit edler auf diese Weise ausdrücke; denn wenn schon die Engel im Stande waren eine Welt hervorzubringen, was könnte nicht erst Gott erschaffen! —

Uebrigens erzählt Chardin vom Statthalter von Irwan eine Anekdote, die einen artigen Pendant zu jener liefert, welche man in Viquefort wo ein Gesandter, den man befragte, welche Art von Geschenk ihm am liebsten sein würde? ganz kurz antwortete: Wechselbriefe. Chardin nämlich beschenkte den Statthalter mit einer Dose, und als dieser erfuhr, die Dose sei zehn Goldstücke werth, gab er sie zurück und ließ sich den Werth derselben ausbitten. Abermals ein Beweis, daß die Perser unsere europäische falsche Scham nicht kennen. Bei uns geschieht dergleichen täglich, man spricht nur nicht davon so unverhohlen. Ich habe einen Juwelier an einem gewissen Hofe gekannt, der alle Dosen lieferte,

welche der Fürst verschenkte, und zwar immer die nämlichen Dosen, denn der Beschenkte verkaufte sie ihm gewöhnlich am andern Tage.

Von einem hochmüthigen Menschen pflegt man figürlich zu sagen: er hat einen Wurm im Kopf, aber niemand bildet sich ein, daß man wirklich einen Wurm im Kopf haben könne. Ich finde davon einige Beispiele in einem medizinischen Journale, welches vor mehr als hundert Jahren geschrieben wurde. Ein kleines Mädchen bewegte den Kopf unaufhörlich, und stieß ihn gegen alles, was sie erreichen konnte. Vergebens machte man einen Einschnitt, ich weiß nicht bis auf welchen Knochen. Endlich trepanirte man sie, und fand einen kleinen Wurm, der etwa einen Zoll lang und etwa so dick als eine mittelmäßige Raupe war, einen schwarzen Kopf und zwei kleine Füße hatte. Alle Zufälle verschwanden, sobald dieser Quälgeist weggenommen war.

Ein Rechtsgelehrter in Laon beklagte sich viele Jahre über die heftigsten Kopfschmerzen. Kein Mittel half, er starb sehr jung. Man öffnete seinen Kopf, und fand einen großen, lebendigen

Wurm, der nach und nach einen ziemlichen Theil seines Gehirns verzehrt hatte. — Wer weiß, ob diese Krankheit nicht weit häufiger ist, als man glaubt. Ich kenne viele Menschen, von denen es höchst wahrscheinlich ist, daß Würmer einen Theil ihres Gehirns verzehrt haben.

Ich weiß nicht, durch welche Ideen-Association mir ein gewisser Leser einfällt, dem nämlich meine Uebersetzung des bekannten französischen Lustspiels: le secret du ménage unterlegt wurde. In der zweiten Szene, wo Dorbeuil aus Langerweile die Zeitungen durchblättert, lasse ich ihn sagen: „Der Kaiser ist auf der Jagd gewesen.“ Diese Worte waren dem Censor sehr anstößig, und er strich sie aus, weil — in seiner Instruktion stehe, daß von gekrönten Häuptern auf dem Theater gar nicht geredet werden solle. Ein gleiches Schicksal wiederfuhr der Stelle in der dritten Szene des zweiten Akts, wo Madame Dorbeuil sagt: man habe ihr erzählt, daß vor alten Zeiten ein Fürst sich an jedem Morgen einen gewissen Spruch zurufen lassen (eine sehr bekannte Anekdote, die, wo ich nicht irre, vom Crösus be-

richtet wird); eben so sollte man den Weibern an jedem Morgen zurufen: „Genießt den gegenwärtigen Augenblick, er kommt nicht wieder.“ Auch das fand der Censor sehr anstößig, es mußte wegbleiben.

Ein gewisser Matthäus erzählt in einem lateinischen Buche, daß die heilige Brigitte mehrere Klöster stiftete, in welchen Mönche und Nonnen zugleich hauseten. Da war es denn wohl den Layen nicht zu verdenken, wenn sie bisweilen — die strenge Haltung eines der drei Gelübde betreffend — sich etwas ungläubig bewiesen. Wenigstens sagt sogar die ehrbare Chronik monti sereni beim Jahr 1223: als man die Nonnen aus einem solchen Kloster habe treiben wollen, hätte mancher sich verlauten lassen, es geschehe deswegen, weil die Zeit ihrer Niederkunft heranrücke. Ein damaliger Dichter, Nigellus, behauptete in Versen, daß die Mutter Aebtissin sich durch ihre Fruchtbarkeit des Mutternamens am würdigsten gemacht habe.

Quae pastoralis bacali dotatur honore
Illa quidem melius fertilus que parit.

Man sieht, Herr Nigellus war ein Satyriker, und kann folglich für keinen historischen Zeugen gelten.

Chevreau erzählt in seiner Weltgeschichte, der große Dichter Torquato Tasso sei so arm gewesen, daß er einst einen Brief an Dom Juan Baptista Licinio geschrieben, und sich einen Thaler von ihm ausgebeten, um in den bevorstehenden Feiertagen davon leben zu können. Man gebe diese Anekdote tausend vornehmen oder reichen Männern zu lesen, und alle werden ausrufen: „Das ist abscheulich!“ und alle — oder doch wenigstens 990 derselben — werden einem armen Tasso unserer Zeiten (wenn es einen gibt) nicht einmal einen Thaler zu den Feiertagen schicken. Das kommt daher, weil es weit bequemer ist, berühmte Männer nach ihrem Tode zu unterstützen. — Dasselbe gilt auch von dem Umgange mit solchen Männern. Wie wenige bekümmerten sich in Paris um Rousseau! als er aber gestorben war, wollte ihn Jedermann gekannt haben.

Wenn man doch in unsern Zeiten die Frucht-

barkeit des Tabaks auf die Menschen übertragen könnte. Ich finde in einer alten Historia plantarum, daß ein einziges Tabaksörnlein dreimal hundert und sechszig Körner hervorbringt. Welche zahlreiche Familien könnte ein tüchtiger Hausvater besitzen, wenn er sich dieser Eigenschaft rühmen dürfte!

In demselben Buche ist auch von dicken Bäumen die Rede, wie sie heut zu Tage wohl schwerlich mehr wachsen. Plinius erwähnt als etwas merkwürdiges, daß die deutschen Seeräuber in Kähnen fuhren, die aus einem einzigen Baume verfertigt waren, und dennoch bisweilen dreißig Mann faßten (L. 16. c. 40). Aber was will das sagen gegen gewisse Bäume in Conze, die, wenn sie ausgehöhlt werden, Kähne für zweihundert Personen liefern sollen? — Auf der Küste von Malabar wächst ein Baum Atti-Meer-Alu genannt, der ganz gewöhnlich fünfzig Fuß im Umfange mißt. Ein solcher stand vormals in Cochinchina, und soll ein Alter von zweitausend Jahren erreicht haben. In China, in der Provinz Schekian war ein Baum, den achtzig Menschen nicht umklammern konnten, und in der Provinz Su-

schu einer, der mit einem einzigen seiner Zweige zweihundert Schaafe bedeckt. — Wenn diese Nachrichten — wie es scheint — fabelhaft sind, so werden sie wenigstens den Schmeichlern willkommen sein, denn sie liefern, woran es so sehr gebricht, neue Bilder für Lobgedichte oder Gedächtnißmünzen. Ein Zweig unter dem zweihundert Schaafe ruhen — welcher Monarch dürfte eines solchen Bildes sich schämen?

Herr Merkel, in seinem unberühmten Sendschreiben an den berühmten Herrn Professor Heeren, spricht sehr viel von den mancherlei Genüssen, die wir, durch unsere Entdeckungen, vor den Alten voraus haben, aber nicht ein Wort von den vielen Entdeckungen der Alten, von denen uns keine andere Spur übrig geblieben, als daß sie einst da gewesen. Dahin gehört auch eine vormals sehr berühmte Pflanze, die lateinisch laservitium, griechisch σίλφιον genannt wurde. Die Einwohner von Cyrene brachten jährlich eine solche Staude in den delphischen Tempel, hatten auch in ihrem Stadtwappen ein Weib, welches diese Pflanze dem Batus, Erbauer der Stadt,

überreichte. Wer sich die Mühe geben will, beim Erasmus nachzulesen, was er über Batti Silphium sagt, wird erstaunen, daß wir sogar nichts mehr von einer Pflanze wissen, die doch sonder Zweifel ihren großen Ruf nur sehr heilsamen Eigenschaften verdankte. Was unsere heutigen Botanisten Laserpitium nennen, ist ganz etwas anders. — Es wäre schön, wenn ein Gelehrter ein Büchlein schriebe von allen Kenntnissen der Alten, die wir nicht mehr besitzen, wie würde der ungelehrte Herr Merkel erstaunen!

Seit es Rezension-Anstalten gibt, hat man immer dieselben gerechten Klagen vernommen, aber nicht immer sind die Vorsteher derselben so aufrichtig gewesen, als ein gewisser Baillet, der schon im siebenzehnten Jahrhundert an der Spitze eines solchen Vereins stand, und ein Werk herausgab unter dem Titel: Jugemens des savans sur les principaux ouvrages des auteurs. In einer Vorrede zum vierten Bande vertheidigt er sich gegen mancherlei Vorwürfe. Der alte, grundfalsche, auch in neuern Zeiten so oft aufgestellte Satz, daß ein Redakteur nicht schuldig sei für

das zu haften, was er drucken läßt, wird auch von ihm behauptet. Mir kommt das gerade so vor, als ob ein Fürst die Polizei besoldete, blos um den Vorübergehenden Ohrfeigen zu geben, und spräche dann, dafür sei er nicht verantwortlich. — Sehr wahr hingegen sagt dieser Baillet, „daß die Urtheile der Rezensenten, weit entfernt unwiderrufliche Verdammungsurtheile zu sein, oft nur ihre Unwissenheit und Bosheit beweisen, und nicht selten, mehr als ihr Lob, zum Ruhme der Getadelten beitragen.“ Ferner: „daß man nur ein wenig mit dem Bücherwesen bekannt zu sein braucht, um zu wissen, daß selbst die gründlichsten Rezensionen von jeher auf das Publikum ausserordentlich wenig Einfluß gehabt haben, wenn es darauf ankam, den Ruf eines Schriftstellers zu vernichten.“ Er behauptet „keinen einzigen Schriftsteller zu kennen, dessen Glück oder Umstände von dem Urtheile eines Erasmus oder Scaliger abhängig gewesen wäre.“ (Aber mein Gott! wozu hat man denn eigentlich Rezensionen, wenn sie sogar nichts wirken? — Wozu? um die Rezensenten zu ernähren).

Eines der stärksten Beispiele, die man als Beweis jener Wahrheit aufstellen kann, ist wohl der

Cid von Corneille. Der allmächtige Kardinal Richelieu machte gleichsam eine Verschwörung gegen dieses Stück, und die ganze hochansehnliche Akademie verdammte es; dennoch entzückt es die Franzosen noch bis auf den heutigen Tag. — Gegen Baillet war damals ein Gedicht im Umlauf: Asinus in parnasso (man könnte es zu deutsch übersetzen: der hyperboreische Esel). — Wie glücklich war man doch vor alten Zeiten, daß man nur einen Asinus in parnasso kannte! Jetzt können wir ohne den Pluralis nichts dergleichen schreiben.

v. e.

Der Feuergeist.

Eine Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert, getreu nach einer alten Handschrift des Hrn. G. L. W. Frank in Landsberg.

Der Bruderzwist. *)

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — auf den Berg um. **) Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus wie einem Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben

*) Im Original sind weder Kapitel noch Ueberschriften, sondern alles läuft da hinter einander fort. Am Rande der Blattseiten steht nur die Zahl des Jahrs, in welchem jedesmal die Geschichte sich zugetragen. Die erste Jahrszahl auf einer ziemlichen Folge von Blättern ist 1589. Anmerk. d. Einsenders.

**) An der Handschrift fehlen ganz im Anfang ungefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das übrige, obwohl von Nässe oder Staub viel beschädigt, ist dennoch lesbar erhalten. A. d. E.

waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schliesse mir dein Herz auf.“

Da sprang er jach vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich“, sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir das Fräulein zu lassen.“

„Oho!“ rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht förder nachgebe. Auch ist mir unbekannt, ob es

mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst."

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer, und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen

mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Graf Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: was ist dem Herrn begegnet? entbrannte mein Herz, und es überfiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Theil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jähling und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und

sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts wiederfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allzeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anders Sinnes sei!“ *)

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen er-

*) Die Gespräche im Original werden gewöhnlich in der dritten Person geführt, welches heutiges Tages etwas steif wird. Ich habe dies in der Folge nach üblicherm Ton abgeändert; so wie ich wohl nicht erst Entschuldigung nöthig habe, manchen veralteten Ausdruck umgeschaffen, manches zu Gedehnte verkürzt zu haben.

wiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinnen wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abentheuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die

Nur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurück kam; und ich erschrak höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach, und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht“, sagte sie mit weggekehrtem Angesicht: „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Graf Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden

werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben."

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ichs verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, uns unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ichs ihm selbst bei erstem Anlaß sagen.

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen.

Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und liessen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber ward so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein anderer als er hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ichs hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Graf Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich nieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich.

Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahr in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen."

„Gnädiger Herr, je eher je lieber!" rief ich, und war ausser mir vor Freuden, denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und kannte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, segnend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die

verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Aber du mußt nicht vergebens reisen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause."

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mir mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was der Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht also nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus Familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner

Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Dem ist also", sagte der Graf. Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut allen Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien

über die Brücke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Graf Ulrich verlobt. Es waren bei dem Feste viele Verwandte und andere hohe Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir gingen spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund, von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden; denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich war aber so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14 Juni 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde,

wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhete ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx v. Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mich seine Garten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervor sprudelt. Dann fließt es in kleinen

Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-Sees, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des Sees zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt wurden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, da er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Widerschein am Boden des Schif-

fes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken gelebt, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berüfmten Männer getragen, doch dünkte es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Garten und Bergen schwimmt einem

da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern kleinen See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündnerlande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mirs gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir nahe beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in

italienischer Sprache: es bedünke ihn in einer Wiege zu schaukeln. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann", sprach ich, „sind Ihr Eures Lebens so gesichert, das Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?" Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeussersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher draufhin."

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen sein Rosenkränzchen gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir übrigen stiessen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern und warf ihn

ins Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn samt seinem Mantel ins Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenpatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein Zutrauen habt, so bringe ich Euch ans Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel ans Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch

hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg hinab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schiff sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an den warmen Oefen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubündten nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See wa-

ren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigung um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!“

Hart hinter dem Städtlein gings durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns Angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien ins deutsche Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einem der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem schönen Thal. Von dannen kamen wir an einem kleinen See entlang durch eine finstere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündtnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehagen in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ists um-

gekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; den die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig so lange er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe seines Gleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenns nicht Noth ist, der Italiener ränkesüchtig, wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele da lag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Graf Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäschen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hat sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wiedergefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und den feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschliessen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder

Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veronesischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, das man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Zutrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich solle über Winter in Verona bleiben, und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und

der Winter unvermerkt anrükte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritte, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle und Jugend einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine

Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun: so große Ehrfurcht erfüllte mich; und würde von der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bivilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schule reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich zum Kämmerer gewandt: „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar, auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden über den Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem

neapoletanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclafani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber nicht gar im Ansehen."

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen, schamhaft in irdischen Staub gehüllt; einen jungfräulichen Leib, aber von Göttlichkeit durchströmt; Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an schien ich mir selbst, wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste

vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclafani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästlein von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt; und als ich es öffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erstarrt vor Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete darvor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse

schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar auf der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! als ich diesen näher betrachtete, war es kein anderer, als der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt. Ich erkannte ihn sogleich wieder; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — alles war er wieder, nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Ueber-

muthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dort wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Euere Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet", sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über alles hoch, sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache."

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschliessen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß

ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings“, sagte er: „auch habe ich in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte, und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hun-

dert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an, und tödtete es. In demselben Augenblick ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum habe. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft halte. „Es gibt zwar", sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß

als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstbarkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienst der Krone von Spanien, sondern aus einem der allervornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Parthei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, das der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die

vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich vor der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich dem Thorhaimer, aus Vorsicht, sich zu bewaffnen, und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben, und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärmen machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Possen spielen wollen, und wollte den Rückweg nehmen. In gleicher Zeit ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte

mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang währen lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe

ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachläßig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahn; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und verwandt mit den Welzern von Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie, von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Credenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäft aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu hüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel

ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich so oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr. Der Zauber meiner Nachbarin verschwand, und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich nie geliebt, so mußte ich nein sagen. Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden.“ Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche einst keinen andern

Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen der mir gleiche.“ Dabei sah sie mir mit bescheidenem doch durchdringenden Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrokken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs starke Kerls herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwerdt und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder!

Gut, daß wir ihn erwischt haben!" — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet Ihr von mir? Ich bin hieher beschieden, und seid Ihr Meuchelmörder, so bekommet Ihr mein Leben nicht umsonst." — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch deuchtete mir, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr." Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist."

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann." — Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht." — Sie antwortete: „Unschuldig."

Die Magd ließ sich wiedersehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Graf Bevilacqua das Abentheuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuren, sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir sumsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draussen ein

gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draussen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draussen steht!“ — Die Thür ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete,

war es kein anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfanso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch ausser dem Bette zu finden. Er wohne mit mir in gleichem Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ists mehr?“

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken“, sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?“

Er zuckte die Achseln, als wollte er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einigemale stehen,

und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?“

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube Ihr besitzet ihn.“

„Wenn Ihr mannlich seid und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist.“

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?“

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch Ihn Alles haben. Könnet Ihr das?“

„Wenns vonnöthen ist.“

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch niemand geben, als der Feuergeist.“

„Wer ist der Feuergeist?“

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr im Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwerd und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.

„Wie lang muß ich mit dem Feuergeist dienen?“

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?“

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind.“

Er sprach darauf vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fodere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr das noch nicht zufrieden?“

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tisch, löschte die Kerze aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghislieri will Euch übel, weil seine Gemahlin, mit der Ihr vielleicht zu vertraulich wurdet, Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Euerer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild, und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich, und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? — Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. — Dann fragte er: „wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? — Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch

nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?"

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?"

„Reiset morgen gen Peschiera", sagte Piccolomini: „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!"

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des

Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er kenne mich nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es schon beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, beim Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. — Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als ein Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vor=

handen wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.“

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit.“

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Don Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen,

zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche fast ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor

zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterwerk der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich da stand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch“, sagte Piccolomini: „Ihr

sollet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten."

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen, und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!" Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tische nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will diese Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen." — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thuet Ihr mehr, als das."

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast." Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer,

entschuldigten sie sich vielmals, uns verlassen zu haben, und schalten auf die unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von einem innerlichen Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit

Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht! — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süsse Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll

ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal nahe zu betrachten, doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden.

Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äusserte ich, wie billig meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera zurück.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und die Binde

vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anders, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen.“

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?“ rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt.“

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?“

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Her-

zens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?"

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wieviel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird."

Ich erschrack und sprach: „Soviel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten." Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem Hause abzuholen. Alles andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Verona zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinaus gehen ins Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herum-

tummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud.“

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht alles verloren sein solle.

In Verona hatte niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer als der Welsche. Doch hütete ich mich

wohl vor der Donna Mathilde, des Ghisilieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockuugen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahrszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am sieben und zwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfieng ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner

Nachsuchung hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal soviel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war ausser mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ich ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und

mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclavani ähnlich worden. Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog mein Knie und küßte ehrerbietig die feine Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient; denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten.“

„Ich scheide nicht mit Freuden“, antwortete ich, „und am wenigsten gern von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich noch Euerm Angedenken empfehle.“

Sie hob mich auf, und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die

Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien reiset."

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie dies gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben." Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Ich küßte ihre korallenfarbenen Lippen, und sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclavani's

Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!" schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor."

„Ha, Vermaledeite," schrie Don Ghisilieri, „fehlt die Kugel, trifft ihn das Eisen." Damit hat er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezucktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wiedersehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder."

Da er aber immerfort auf mich eindrang,

und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hülfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf, und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen.“

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach, und wollte es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfieng, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen,

und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund. *)

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfan-

---

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

gen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen werde.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghisilieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimer, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an die Hängschlösser vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußtapfen neben mir hin gehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghisilieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es

nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach: er sei nie vor der Thür gewesen und niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Be-

trübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. Denn in jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knieen und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclavani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisilieri's Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knieen auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht schlafen konnte.

Aber um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen der Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclavani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her:“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin mein Gemach gewesen. Und ein starker Mann

lüpfte einen viereckten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Müh von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfieng, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Errettung danken?“

Er aber winkte mir blos mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eil, bis wir ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch des-

halb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sahe ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines

Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nun zur weitern Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei darfür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast." So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen,

eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur; „Du hast wohl gethan, Thorhaimer."

Nach diesem ist Don Alfonso wieder herein getreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grüner Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Biretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-

Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tag setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tags blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen gelassen. Ich

hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechseln auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe verfallene Mauern, wie von einem ehemals

hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet", sagte der Waldbruder zu mir, „und will Euerer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn Ihr die Glocke läuten höret."

Ich that auch, wie er mich geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war.

Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die Beide vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und

der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ichs nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die Beide abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich in meinen Dienst zu gehen.

Als die Beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten

am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und dreimal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwerd, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich beide und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Traumes-Bilder.

Palazuola am Albaner-See,
im August 1811.

Es wallte im Felde der Halmen
Der Odem des Friedens dahin,
Es weihte im Schatten von Palmen
Sich heiliger Stille Gewinn.
Es lockten süßlockende Weste
Die Sonne zu goldnerem Glanz,
Es schmückten sich Kinder zum Feste,
Fromm wand ihm die Andacht den Kranz.

Es blickte am Waldes Gehäge
Im Baum die Madonna so mild,
Zur Beterin kam auf dem Wege
Wohl öfters ein himmlisches Bild.
Es kniete der Greis an dem Stabe
Beim Wegkreuz mit kindlichem Flehn,
Oft gab sich ihm köstliche Gabe
Ohn' daß er den Geber gesehn.

Es schwangen sich Fahnen von Zweigen,
Wann segnend die Erndte begann;
Es führte ein Herbstgott den Reigen
Des lauteren Jubels voran.
Und zwischen dem dunkelnden Laube
Von goldenen Früchten erhellt,
Entschwoll die erquickende Traube
Als Spiegel von goldener Welt.

Es tönten vielstimm'ge Gesänge
Auf Höhen und unten beim Mahl,
Es kam zu der lauschenden Menge
Der Sänger aus liedreichem Thal.
Es schlossen, es trennten sich Kreise,
Die Freude blieb immer dem Blick,
Es rief sich des Vaterlands Weise
Im Danke der Frohen zurück.

Dahin auf gesonderten Steigen
Ging alles aus eigenem Trieb,
Allorten herab schien zu neigen
Was Zeiten und Orte macht lieb.
Gelassen trug selbst wohl das Wehe
Der Pilger in furchtlosem Lauf;
Es nahm auf der einsamen Höhe,
Ein freundlicher Klausner ihn auf.

Und froher herab von der Höhe
Begrüßt er die Erde, das Meer,
Und dachte wie immer es gehe
Gäb's immer der Freude doch mehr.
Dann zückte im rosigten Lichte
Ihm heiliges Hoffen herab;
Es wurde zu schönerm Gedichte
Die Wallfahrt des Lebens am Grab.

O Zeiten der Stimme der Sage!
Hat wer euch auf Erden gekannt?
Was irret die forschende Frage
Und sucht ein erdichtetes Land?
Wann blickte, als wären noch Tage
Der Fabel der Wanderer umher?
O Zeiten der Stimme der Sage
Was macht ihr den Busen so schwer!

Karl Graß.

Der Korbkrämer.

Körbe, Körbe! Wer will Körbe?
Körbe groß und Körbe klein!
Breite, leichte, schwere, lange,
Grob und fein und superfein!

Will, mein' Treu', sie billig geben,
Hab' sie billig auch empfahn;
Ein paar Groschen für das Laufen!
Und so bin ich schon vergnügt.

Lustig her, ihr Leutchen, kaufet,
Und — damit ihr alles wißt —
Sag' ich, daß die ganze Bürde
Hübscher Kinder Arbeit ist.

Gar aus Gunsten, gar aus Gnaden
Flicht für mich zu Stadt und Land,
Große Körbe, kleine Körbe,
Zarter Mädchen zarte Hand.

Kauft sie doch zum Angedenken
An so manches schöne Kind!

Muß euch mahnen, daß für manchen
Hier die letzten Körbe sind.

Lustig her! Da liegt ein stolzer
Von der stolzen Herkuba,
Dort ein schlanker, federleichter
Von der leichten Lesbia.

Drüben steht mein allerschönster,
Eingefaßt in Heitergrün;
Grün ist süßer Hoffnung Farbe!
Hoch vor allen halt ich ihn.

Hier ist einer, bunt mit Blumen
Rings umflochten und geziert;
Kaum daß mitten unter Blumen
Ihr die zähen Ruthen spürt.

Oder wollt ihr einen derben,
Plump und dürr und unverblümt?
Sieh, da steht ein ellenlanger,
Der sich wahrlich selber rühmt!

Dort sind nach der alten Mode,
Steif und stattlich aufgeputzt;
Hier von nagelneuem Schnitte,
Spitz und luftig zugestutzt!

Da sind glatte, da sind rauhe,
Diese geb' ich für gemein!
Doch da hängt ein wunderseltner,
Der nicht scheint ein Korb zu sein!

Lustig her, ihr lieben Leute,
Kauft die Waare, kauft mich aus!
Bin der Körbe gar so müde,
Mich verlangt nach Heim und Haus!

Heida dort, du braunes Mädchen,
Siehst so schlau die Körblein an;
Gelt das wär' ein Kapitälchen? —
Willst du wohl den Körbelmann?

J. R. Wyß.

Mutterphantasien.

Es rauschen die Zweige, die Wellen gehn,
Die Wolken schwimmen in Bergeshöhn,
Die Menschen ringen mit Lust und Mühn,
Und bringens nicht weiter und verblühn,
Und bei dem alten ewigen Spiel
Schläft mein Emil.

Er schlummert an warmer Mutterbrust
Des Lebens Mühen sich unbewußt,
Um seiner Jugend Morgenthor
Schwebt noch ein goldner, dämmernder Flor;
Ihn quält nicht des Lebens Geheimniß viel,
Schlaf mein Emil.

Der schöne, goldene Flor verrinnt,
Bald tanzt unter Blumen das fröhliche Kind;
Es drängt sich an Vater- und Mutterherz,
Und flüchtig verschweben ihm Lust und Schmerz;
Es ist ihm ein Träumen der Kindheit Spiel.
Schlaf mein Emil.

Der Jüngling verschmäht den holden Traum,
Ihm wird zu enge der heimische Raum;

Ihn fordert das Schicksal vom Vaterhaus,
Hinaus in die Welt, in den Sturm hinaus;
Er fühlet die Kraft, er fordert das Ziel —
O mein Emil!

Der Mann gehöret dem Leben an,
Soll bahnen sich seine Ehrenbahn;
Zieh hin denn, mein Sohn, in das Leben zieh,
Nicht auf die Thränen der Mutter sieh,
Sieh auf der Menschheit heiligstes Ziel;
O mein Emil.

Die Fremde verkündet uns deinen Ruhm,
O kehre wieder ins Eigenthum;
Der Vater wankt, die Mutter ergraut,
Wie hoffet dein die träumende Braut!
Im Grabe schläft schon mancher Gespiel,
Kehr heim, Emil.

Ach welche Stunde, welch Wiedersehn,
Ein neues Leben erblüht uns schön!
Der Engel wirft seinen goldenen Flor
Dann über der Tage Abendthor,
Wir schweben, und wissens nicht, am Ziel,
Du süßer Emil!

Geheime Geschichte
des
Grafen Roderich v. W...

Aus den Papieren des Herrn v. V..s.

Eingang.

Man sagt wohl: der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil: der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Verhältnissen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anders, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister des ... Hofes starb, und sich von einem Bäckergesellen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zu viel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar, emporgerissen. Er selbst erzählte uns seine Aben-

theuer zuweilen; diese Abentheuer sind aber so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, interessant werden konnten. Ich will sie hier niederzeichnen, so gut ich mich ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei der angenehmen Stunden wieder desto lebhafter erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des liebenswürdigen Greises genoß.

In die Bäckerstube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners, hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen wußte, vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte seines Gleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als bis zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise als junger Mensch die Hand zu einem dummen Streich geliehen. Alle andere, die daran

Theil genommen, kamen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte Sündenbock werden für die übrigen, und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt war; hofmeisterte eine Zeitlang umher; brach endlich das Bein; ward Kopist für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last ward, Zöllner in der Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unsers Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte was rechts aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendsten Talente. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Roderichs Mutter war schon sieben Jahre ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der neunzehnjährige Zöllnerssohn stand nun allein. Das Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt

von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er gieng in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward tief bewegt, umarmte ihren Neffen, der ein schöner, großer Junge war, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld", sagte sie: „ich habe nichts; also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Dein Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte immer zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo

er lebte, und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verdrehen. Wozu Bücher? Sieh, ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen güldnen Boden, und beim Backtrog ist noch keiner verhungert."

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine horazische Ode auswendig.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren grobe zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft heisser machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto feinere und liebevollere Tochter, die dem guten Jungen oft Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahr alt, und Roderich hatte gegen alle Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen, als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der als Major bei einem Dragonerregiment mit seines Gleichen im Städchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden, aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien

ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider die alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Vauban gut studiert haben; seine Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß sich, zu kapituliren. Kein Wunder! Ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter die Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfer Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte müssen ungesegnet aus dem Hause wandern. Aber so verstand man sich, und Meister Birnenstiel ahnete nichts davon, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen- als Backproben fragte, sich die Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Eidams anzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abentheuer war Schuld, daß Roderich aufhörte die Kunst, Brod und Sem-

mel zu formen, ferner mit dem ihm eigenen Fleiß zu studieren.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hause Meister Birnenstiels vorbei, um Gretchen zu sehen. Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um — nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz diesmal unbesternt war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von andern gesehen zu werden, traten beide in den finstern Hausgang; und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüpften beide verschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den Teig angemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer zu lesen. Ehe er's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den vielsagenden Worten: „Gieb Acht, wenn einer kommt."

Während Roderich draußen gehorsam schildwachtete, erklärte Prinz Xaver seiner Holdseligen die unaussprechlichen Leiden eines liebenden Herzens. Gretchen, das auch Romane gelesen hatte, hörte es mit zärtlicher Rührung an, ohne

jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor, mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt", sprach er, „gibts nur Liebe, keinen Rang." Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?" seufzte Gretchen. — „Was mehr?" rief Xaver: „so eilten wir zum Strom, unser kristallenes Grab! Ich schlösse dich fest in meinen Arm" — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß" — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Lippen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!"

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr zum Backtrog nieder, den er in der Lampendämmerung oder Liebestrunkenheit für ein Sofa gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren

aber, wie sie kaum saßen, das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden immer schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas prosaischeres konnte den beiden Entzückten nicht leicht wiederfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jeder suchte sich zuerst zu retten, und knetete den andern desto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war eben so gefährlich als unbehülflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog samt den getreuen Liebenden mit einem Geprassel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winseln der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert, als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverkleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Ge-

sicht. Das zu Boden gefahrene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen, und auf die Straße zu führen, mit dem unerkünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!" — „Warum?" schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!" lallte Roderich. Deß erschrak der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!" — Der Bäcker glaubte nun wirklich, von einer panischen Angst befallen, der Boden wanke unter seinen Sohlen. Er war neben seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens vieler Sünden wegen schon längst prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, die Straße hinab. — „Wohin denn?" rief Roderich. — „Du mußt mich rein machen. Ich darf mich keinem Menschen

zeigen, ohne das Gespräch der ganzen Stadt zu werden.

Der Glücksstern geht auf.

Inzwischen Meister Birnenstiel noch immer betend auf dem Untergang Gomorrah's wartete, und seine Tochter sich entteigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser, und lobte dessen sinnreichen Einfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu schreiben.

„Ach!“ seufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappen vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet?“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der sich, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, doch die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß

zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein wahrhaft edles Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchens sorge nicht, sie wird sich schon herauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Muhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen; komme morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe niemanden, daß ichs bin, der dich unterstützt."

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters; verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgenden Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm anzuzeigen, daß Roderich, der aus Versehen den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtigt. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit

zu studieren, und ließ ihn zur Universität ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte, wackere Frau liebgewonnen während seiner zwei Bäcker- und Leidensjahre, wie eine andere Mutter, und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden gehabt, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, den als Pfarrer sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln zwei Jahre lang. Im dritten aber ging Se. Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien

zu enden. Und als er geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden. Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und sehne sich schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier, als Wäsche, in ein Köfferchen, nahm Extrapost und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, edeln Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft, feurig, und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben würde.

„Weißt du noch, Roderich“, sagte Heuwen beim Abschiede: „was wir einander zuge-

schworen?" — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen?"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komme. Schäme dich nicht. Fodre, ich helfe dir. Ich theile mit dir."

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomatiker. Andere Stunden, andere Menschen, andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und machte aus dem Bunde einen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an seine Zukunft und Heuwens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter beschäftigte ihn so sehr, daß er alles Essens und Trinkens vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag nur noch zwei

Stationen vom Städtchen seiner Muhme entfernt war.

Hier aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und ein verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein Fremder in das Zimmer. Siehe da, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?“ redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte sich mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der beßten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Die Nachricht betrübte den guten Roderich gar sehr — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte, und hinaustaumelte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach

seines Vaters Tode alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne alle Verwandte, ohne Mutter, ohne herzliche Theilnahme einsam für sich da.

Als der Postherr und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe netzten sich seine Augen; als aber der Wirth noch eine Hammelskeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmaus aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzu-

blicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf meine Leiden!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der Hammelskeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth rein weggeschmauset war, nahm Roderichs Fantasie eiuen höhern Schwung. Sehnsuchtsvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh mich empor zu dir! was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?“

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre niemand, als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halboffener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür stand, und seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Eßlust bewunderte, und zuletzt, durch das wunderliche Schauspiel zum lauten Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerath“, rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe heraufkam: „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da sitzt ein himmlisch-schöner junger Mensch, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn.“ — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums andere brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin!“

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, den „himmlisch-schönen jungen Menschen“ mit Anstand länger sehen und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draussen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich anfangs entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn

sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick auf die schöne, aufblühende Gestalt in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelskeule noch als Zeuge seines Schmerzens auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen, sagte der Geheimerath: „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Universität, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?"

Roderich war über den Antrag frohbestü er sah dankbar auf den Geheimenrath mit einem Seitenblick auf die junge Gräf Augen fest an seinen Lippen hingen, wort früher zu errathen, als es g

Wie konnte er anders? Er nahm das Anerbieten an, und um so lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Muhme und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abentheuer zu erzählen.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, zwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohlbewandert in der neuesten Romanenliteratur, fand das Abentheuer göttlich, und als sie den schönen Roderich gesehen hatte, übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Herr Geheimerath nur zum Kanzleikopisten und Privatsekretär bestimmt — fuhr also, statt ins ...dtchen der seligen Muhme, aufs Gut seines ...s. — Ehe acht Tage vergingen, war er ...eimisch, vertraut und beliebt, sogar ...er Schmerz, Hammelkeule, Muhme ...vergessen hatte. Er ritt gut, tanzte

schön, sang vortrefflich, spielte Klavier und Harfe allerliebst, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie konnte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Frau Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm endlich wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten sogar über mancherlei zu Rath, und trug ihm endlich sogar auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande, nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Ferienarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzoge.“

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich

sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen, Herzen und Schmerzen“ nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele“ nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich gar nicht träumen, wie sehr er geliebt sei; dafür aber ließ sichs auch Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der Welt.

Er ward aber im Städtchen länger versäumt, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, samt allen Schwefelhölzern nnd Feuersteinen einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25,000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizige selige Frau auf Zinsen ausgethan hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der

Muhme, die für ihn gedarbt, und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden, der dafür die Freude gehabt hatte, fünf Monate nach der Hochzeit Papa zu werden.

Der Pudermantel.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr. Gräfin Wilhelmine hingegen mit unbefangenem Wohlgefallen; Roderich zitterte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihn noch unglücklicher zu machen. — Er fühlte nur zu tief, daß er sie liebte, und mit einer alles überwältigenden Leidenschaft liebte. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei

waren, alles nach der Residenz zurückkehrte, und hier ein neues, zerstreuungsvolleres Leben anfing. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter dem gleichen Dache, und sah sie nur wöchentlich ein oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine Leidenschaft nur inniger. Es war schon zu spät, Gefühle zu bekämpfen, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllner-Herkunft dachte, konnte er seinen Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er die Leiden der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Mitgefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimeräthin ließ sich nicht

täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimerath Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten schon öfters gesehen, ließ sichs gefallen.

Aber diese Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweifelung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreutem Haar keine

liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Excellenz den Herrn Geheimerath, um, der Etikette gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverholenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel ausser Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Dickbepuderte auf den Leib. Er wehrte sich mit vollkommener Höflichkeit wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes, stäubendes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angst seines Herzens: „ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifele.“ — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, von ihr scheiden zu müssen, ward dadurch nur um so bewegter. „Ach“, seufzte sie, „wir sind beide unglücklich! aber, Roderich, es ist ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, bestes Fräulein, aber Sie machen mich — —“

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise machen.“

Der gute Roderich war schon ganz scheckigt geworden. Selbst Brigitte, da sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn mit zärtlichen Blicken anschauen wollte, erschrak über seine übel zugerichtete Gestalt.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich allein da unter ihrer Stubenthür stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Sr. Excellenz das gebührende Kompliment, und bat um seine fernere hohe Protektion. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das übrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Excellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe —“ stotterte der Legationsrath,

indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Köpf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, Ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete nicht. Die geheime Räthin that ihr gutes Wort hinzu, und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht die Verdienste des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenraths war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgethan, Roderich sei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur

Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitten in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gar gelaunt war, statt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um sich in höhere Stimmung zu setzen. Guter Himmel, dann war alles Poesie in ihm. Dann ergossen sich seine Empfindungen in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein stand; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein bloßer Traum von ihr mehr werth, als ein ganzes Leben voller Glück, Ruhm und Herrlichkeit samt dem glänzenden Nachschweif eines unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Fantasiespiel

mit dem ätherischen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahr abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die unlieben zwanziger Jahre einrückte, wo man doch lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein junger, hübscher, gewandter, altadelicher Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leidlicher junger Mann in der Nähe ist besser, als zehn ehrfurchtsvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt am Ende doch auch immer ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte noch Briefe mit Roderich, als sie mit dem Kammerherrn schon in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel geführt, und zuletzt wünschte das zur Kammerherrschaft aspirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu, weil er ihr noch nie getreu gewesen. Er machte sich resignirend darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ehehälfte

zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Plötzlich war sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder dessen Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog geendet, und dieser berief ihn in schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam ein wahres Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch die Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarber und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Excellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie

mir etwas Stärkendes!“ sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglückseliger Weise hatte es dem Herrn Hofmedikus beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sind. Roderich war auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, und ahnete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigsten Negoziation seines Lebens bevorständen.

Anfangs gieng alles sehr glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich so viel zu erzählen! Roderich war so liebenswürdig, daß sie ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beschloß noch iu der gleichen Stunde mit Roderich aufs Reine zu kommen. Im Grunde erwartete Vater und Mutter nichts anders. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gabs Gelegenheit und

Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte stammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie sichs gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man sprach vom Theuergebliebensein, von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte, vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, alles war im beßten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofmedikus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel lange verheimlichen, aber dabei verging ihm Lust und Liebe. Er ward stiller, einsylbiger, ernsthafter. Brigitte, welche dies nur für einen rührenden Kampf seiner leidenschaftlichen Liebe und einer allzu großen Schüchternheit hielt, ward nur um so feuriger, auch ihn zu ermuntern, diese verhaßte Bescheidenheit zu vernichten. Allein vergebens. Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zusammen zu beissen, und dabei so gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthusiasmus und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies alles nicht zu bemerken.

Je verführerischer sie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward seine Noth. Er gab sich viele

Mühe, ihr die liebkosendsten Sachen zu sagen, aber that es mit Geberden, die eine fürchterliche Verzweifelung ausdrückten. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich“, sagte sie, „nach einem so langen Umgang. nach einer so traulichen Freundschaft, als wir beide pflogen, sollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu sein. Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie sind nicht offenherzig gegen mich. Täuschen wir uns nicht selbst.

Er starrte sie lange mit sonderbarer Aengstlichkeit an, die sie sich ganz falsch erklärte, und sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?“

„Wehe mir!“ seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel: „das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?“

„Ich nicht redlich? nicht offen?“ rief er mit gedämpfter Stimme, und lief unruhig im Zim-

mer umher. Mehr konnte er nicht sagen. Er suchte nur nach einem schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein Roderich, Sie sind nicht offen. Ich weiß es, gestehen Sie es uns. Sie lieben eine andere.“

„Eine andere?“ seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die hypochondrische Angst, denn er glaubte gewiß, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!“ sagte das Fräulein mit rührender Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie, und sein Sie glücklich!“ — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Apostrophe auf Roderich hervorbringen werde?

Dieser aber, in seinen Gedanken nur mit dem gottlosen Hofmedikus beschäftigt, ließ sich in seiner bittern Pein das Erlösungswort: „Gehen Sie!“ nicht zum dritten Male sagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geschwind mit einem wahren Delinquentengesicht die Hand, und rannte wie ein Verzweifelnder davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des

Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenschopf förmlich in der Residenz annoncirt.

Dieser jähe Wechsel in den Gesinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, so lieb es ihm auch sein mochte, seine Freiheit behauptet zu haben. Er besorgte von Seiten des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, diesem Biedermann vollen Aufschluß über sein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der sich oft vor ihm hatte verläugnen lassen, zu sprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwist schnell. Der Geheimerath lachte, und tröstete den guten Roderich, der sich betrübter und verliebter stellte, als er je gewesen war.

„Mein Gott, warum sagte er mir das auch nicht?“ rief Frau von Hohenschopf hintennach, als sie es erfuhr: „der Hofmedikus verdiente mit seinen Latwergen Landes verwiesen zu werden!“

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Aussöhnung war, Roderich wurde zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den Paar Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wiedersah, nur mit stummem Erröthen und niedergeschlagenen Augen aus der Ferne, nachher lange nur mit emporgehobenen Blicken voller Ehrfurcht anbeten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er hätte sie wahrlich nie angeredet.

Wilhelmine aber war auch nicht mehr, die sie ehemals gewesen war im Landernschen Hause, wo sie ihm oft entgegensprang, sich an seinem Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft

schmeichelnde Sachen sagte. Sie sagte ihm keine schmeichelnde, artige Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei eine Folge von den Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehrern Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame; aus Etikette, Ceremoniel und Ritualen ihre ganze Seele zusammengesetzt. Allein Roderich irrte darin doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur angenommen.

Inzwischen hatte der Irrthum für den Herrn Justizrath doch eine sehr gute Folge. Er fand, durch Wilhelminens Nähe verklärt, die steife Göttin des Hofceremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viel Lieblichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft, ihre Achtung zu schenken. Sie lud ihn öfters zu

sich und ihren freundschaftlichen Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr treuer Hausfreund, und Gräfin Wilhelmine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Sylbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, sogar eine Art der alten Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls ähnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter diesen Umständen war Roderich leidlich glücklich. Durch einen fast täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft, aber durch das tägliche Einsaugen des süßesten Giftes ward er nur um so kränker im Herzen. Das Schlimmste war, daß Wilhelmine zwar sehr liebreich, sehr gnädig gegen ihn war, daß sie ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß

wohl, mit solcher Freundschaft ist man unter gewissen Umständen viel unglücklicher, als mit offenbarer, erklärter Feindschaft. Die rechte Liebe, die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages war Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die da glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Da der Herr Justizrath die Gnade hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte ein aufsteigender Dampf und Rauch hinter Gebüschen die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale zwischen Gesträuchen eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vier Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiel waren die mannigfaltigen Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Eltern gaben, oder

von ihnen empfingen. Die arme Familie hielt sich da für ganz unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand die Szene so interessant, daß sie sich niedersetzte, um das Schauspiel recht lange beobachten zu können. Roderich fand bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch sind sie so glücklich!“ sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderichen blickte, die da aussahen, als hätten sie geweint, oder als wollten sie weinen. — „Ja wohl, sind sie glücklich! und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges; es sucht nur liebende, genügsame Herzen.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz ein anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an eine Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig

hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters — „O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme, und die hellen Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine, „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater gehabt, der ganz ihr Vater war — aber ich ...“ hier verlor sich ihre Stimme in einem langen Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenherzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!“

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig:

„Wohl, Sie wären mir, als Bruder gewiß lieb gewesen.“

„Nehmen Sie mich dazu!“ sagte er bettelnd und so wehmuthsvoll, daß Wilhelmine nichts dagegen konnte. „Ja“, sagte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — so offen, so vertraut, so redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben. — So unbefangen habe ich noch keinem über meine Familienangelegenheiten gesprochen, noch keinen von den seinigen sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Nun verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde.“

„Liebe Wilhelmine, liebe Schwester!“ sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie, und sie, obgleich schüchtern, zitternd, küßte den Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß etwas zu lange — die Geschwister vergaßen darüber Erde und Himmel — ihre Herzen schlugen stürmisch zusammen — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine

Schwester umarmt hielten, und für das erstemal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am beßten befand sich bei diesem Bunde der Geschwister die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab; gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegensprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit dankbar nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden darauf, als sie heim gingen zum Landhaus der Oberhofmeisterin, als wenn sie unter ihren Sohlen keinen Erdboden fühlten; als wenn das grüne Laub durchsichtig leuchtete; als wenn alle blühende Gebüsche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn das ganze Weltall in Seligkeit aufgelöset wäre, und der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein Seufzer der vor Entzücken sterbenden Natur sei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schwester tanzen sehen müssen, um die Geschwisterliebe zu bewundern!

Der Strickbeutel.

Wie hochselig Roderich war, darf ich wohl nicht sagen. Als Justizrath und Präsident seines Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen einzigen Schwesterkuß vergaß. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfters zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte dies Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften vorlesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich zu dem allen den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in seinen späten Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können, wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unschuld ihr auch erzählt hatte, wie er sie von jeher über alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren. Und wenn dann der bescheidene Roderich sein Glück gar nicht glauben wollte, lösete sie durch die Magie eines einzigen Schwesterkusses alle seine Zweifel.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß in der Kutsche, um, von ihrem Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzoge zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die

Bedienten den Kutschenschlag schliessen, und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!“ rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin.“

Roderich ging also in das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür, auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offen. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und — der Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere da hinein gekommen wären?

„Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lächelnd, und, begierig einen Stoff zu kleinen brüderlichen Neckereien zu finden, durchflog Roderich den Inhalt des einen Briefs — ward ernster — durchflog den zweiten, den dritten — besah die Adressen — war fast ausser sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gotteswillen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein

Gott, das ist nicht mein Strickbeutel, Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So gehts, Herr Bruder, wenn man so blindlings hinstürmt. Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiscretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text lesen."

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres lieben Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, nachdenkend, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich das Quiproquo und mit so viel komischen Zusätzen, daß der alte Herr recht herzlich lachte. Roderich aber bat seine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geschäftssachen, und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu ahnen, in den anstoßenden Saal, wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Zerstreuung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch

einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein zerstörtes Ansehen. Man ging früher aus einander, als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, alle Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt, und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben einen gewaltigen Lärmen und ein Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrekken fast krank ward.

Nachts um eilf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn begegnet?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine“, flüsterte er, und schloß die Erschrockene an seine Brust: „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinz Xaver zu retten und wo möglich herzuführen. Man hat den abscheulichsten Hochverrath getrieben. Das Leben

des alten Fürsten geht zur Neige — nur der Erbprinz ist noch Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den .....schen Hof. Darauf waren die verruchtesten Pläne angelegt, weil der Erbprinz vielen hier an unserm Hofe nicht lieb ist, weil man seine Wiederkunft und dann sehr unangenehme Reformen befürchtet; man hatte darauf Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam alles an den Tag."

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschiedskuß eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen der Wehmuth aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den bittern Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlang; selbst keine Bemerkung darüber, daß in den Küssen der Geschwister eine Innigkeit war, die sonst nicht leicht bei Bruder und Schwester gefunden werden.

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Es fiel ihm nicht ein, heimzukehren. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen von nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Auslande bleiben, und da fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen studieren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Staaten, als um Opern, Mädchen und Hoffeste Neapels zu thun war. — Im Grunde hatte der Prinz, der neben einigem Leichtsinn, doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit seines Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten, die man ihm mitgegeben, umgarnt und verrathen. Diese standen mehr im Sold des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe untergeschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut ablaufen konnten.

Da ich hier keine Staats- Hof- und Intriguengeschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Eile seiner Reise halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können, daher sahen sie ohne Argwohn die Ankunft des deutschen Landsmanns. Aber schon den zweiten Tag erfuhren sie mit Entsetzen die Wirkungen desselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Brief seines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Karakter und Geschäfte seines Sohns, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn, so lange als möglich, von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um den Thron, oder gar um Gesundheit und Leben bringen wolle.

Xaver's Entschluß war rasch genommen. Er ließ alle seine Leute verhaften, und ihre Papiere

untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, alles, was man wissen wollte, ins Klare zu bringen; die Bösewichte zu strafen; die Schuldlosern auszusondern. — Ohne Verzug gings zur Reise in die Heimath.

Erst wie sie mit einander im Wagen saßen, fiels dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher wie in einem schrecklichen Traum gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig! Ehre, Thron, Leben, alles!“

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem Fall hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie liessen mich studieren.“

„Wer? wie? ich?“

Als Sie zu *** in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . .“

Richtig, der bin ich und kein anderer, der Bäckersjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?

Hat einen ehrsamen Leinweber geheirathet.

„Bon! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum schrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode seines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachtessen getödtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft; dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme, und sagte: „Verlassen Sie mich nicht, werden Sie mein Rathgeber, mein Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben.

Die Prise Schnupftaback.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem allen

aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich mit dem Rang eines Grafen das Portefeuille des ersten Ministers übergab. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward. O, es war ein Wiedersehen!

Die Gräfin lebte nun meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten am Hofe ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf", sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend."

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten zur Residenz?

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte

Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schliessen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?"

Der Minister stammelte: „Ihre Durchlaucht, es ist eine alte, angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder die Schwester —"

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?"

„Ach!" seufzte der Minister: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glückseligste aller Menschen! — Allein die Gräfin —"

„Gut! gut!" sagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig. Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht weil ich wenig Gesellschaft sehe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin Wir sprechen uns wieder."

Folgenden Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthür hinter Tapeten von Papier, und sagte: „Geschwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme sie ins Verhör — sie soll beichten — Sie sollen alles hören — dann entscheiden Sie selbst."

Der Minister hatte gut gegen die Ueberraschung

protestiren, er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich ins Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Ton bittere Klagen über die Nachläßigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin, in den Papieren meines Vaters finde ich unter anderm auch eine Willensäusserung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Elternrechte über Sie zu üben und sie zu vermählen.“

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und Kraft dieser mir theuren Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?“

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig — „Ach, dachte

er, wen wird sie nennen?" Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Se. Excellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einem Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabakschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabaksatomen in die Nase des nieschnupfenden Roderichs gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald einen heftigen Reiz zum Nießen. Roderich hatte aber die üble Gewohnheit, wenn er nießte, es mit einem gewaltigen Aufwand von Kraft zu thun.

Jeder kann sich die Verlegenheit der liebenden und lauschenden Excellenz leicht denken, da ihm hier eine Prise Tabak zur größten Unzeit kam.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt, da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand gern noch verpflichten möchte?"

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem

Herzen in noch bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel", sagte der Herzog: „den Namen meines Freundes Roderich nennen."

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie", sagte der Herzog: „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?"

„Mit nichten", sagte die Gräfin, „ich schätze ihn."

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?„ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinte . . ."

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit mit dem Kopf an die Tapete, nach der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche sich seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelminen noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird

es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht. —"

Aber nun brach die Explosion so heftig aus, daß der gute Minister im ersten Ruck des allmächtigen Nießens mit dem Kopf durch die Papiertapeten fuhr.

Da war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des nießenden Kopfes. Der Minister aber erbrausete noch sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach", rief er, „ich sterbe!"

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte nun den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen mir immer schlecht. Ew. Durchlaucht Mantel mit Schnupftabak eingepudert hat alles verdorben. Ich will aber bessern, wie ich kann!" Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die ihm vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

So ward sie die Braut des Geliebten, in wenigen Wochen seine Gemahlin.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder bei ihm melden, der sich schlechterdings nicht abweisen lassen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf einem Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen."

„Was, Heuwen?" rief Roderich: „mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich kommen!" Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen sein bester Freund auf hohen Schulen gewesen; wie dieser der schönste, reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt; wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Gehts dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!"

Indem trat der reiche Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche, hagere Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen die Fußzehen

hervorragten — genug, eine elende Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie versteinert stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Ew. Excellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird im ..... schen meine Auslieferung begehren.“

„Warum denn?“

Weil ich drei Loth Schnupftabak statt Kaffees kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

Weil ich einer alten gnädigen Frau vor der Kirchthür die lange Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreibersdienste thun mußte.

„Du, Schreibersdienste?“

Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich.“

Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Ew. Excellenz Thürschwellen, denn wegen meiner Schuh und Strümpfe wollten mich Ihre Leute vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe, Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hängen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als all unsere Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seiner Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit seiner reizenden Gemahlin brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sache unter-

suchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir wohl geborgen."

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

Miszellen.

Die Trappisten.

In einem französischen Romane, betitelt: „Lorimon, ou l'homme tel qu'il est“, vom sentimentalen B. d'Arnaud herausgegeben, findet sich im zweiten Bande, Seite 188 in den Noten, folgende Stelle über die jetzt viel besprochenen Trappisten.

Il ne faut point confondre cette institution religieuse avec une infinité d'autres de ce genre, dont l'inutilité est reconnue. (Nous exceptons assurément les *bénédictins*; cette congrégation respectable à laquelle l'agriculture et les lettres ont tant d'obligations.) Ces religieux de la *Trappe* rappelent un des sages établissemens de l'antiquité, qui par une noble fermeté refuse d'adopter dans son sein l'infâme Néron. La *Trappe* était un asyle consolateur ouvert à ces scélérats que poursuit le remords, du moins ils y trouvaient un adoucissement à la blessure cachée qui les déchirait. Cet asyle si nécessaire (?) — nourrissait un malheu-

reux criminel sensible au repentir, dans l'idée si consolante d'un *Dieu qui sait pardonner*. Un abbé de la *Trappe* me disait un jour: „Nous n'admettons guères que les personnes qui ont des reproches secrèts à se faire. Celles contre lesquelles le cri de la conscience n'a pas à s'élèver, ne doivent point venir chercher parmi nous un refuge; il nous faut de ces êtres livrés au vautour du remords, et il n'y a que la religion qui promette quelque remède à ce mal intérieur, qui divore les coeurs ouverts au repentir."

Wenn das der Zweck des Ordens ist, warum ziehen seine Mitglieder nicht nach Botany-Bay?

Nützlichkeit der Klöster.

In einer Gesellschaft sprach man von der Nützlichkeit der Klöster, und auch von ihrer Unbrauchbarkeit. Natürlich, die einen sprachen für, die andern wider. Ein grau gewordener Staatsmann sagte sehr weislich zum Schlusse: „Man muß die Klöster wie Bienenstöcke behandeln: so lange sie dauern, geben sie; von selbst stehen sie mit der Zeit doch ab!"

Anwendung von Opernarien.

Jedermann kennt Lülly's Wort, als er eine seiner Opernarien mit unterlegtem lateinischem Texte in der Kirche singen hörte: „Lieber Gott! verzeihe, ich hatte sie nicht für dich gemacht!“

Hier ein neues Gegenstück:

Ein Reisender erzählte mir, in B*** habe er ein Duett aus A. B. Bruni's Oper: „der Major Palmer“, als Walzer auf einem Ball spielen hören, der aber keineswegs zum Tanzen taugte; in Freiburg hingegen in einer Missa, als: Qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Der französische Text heißt: Doux objet de ma tendresse, je te presse sur mon coeur etc. Die Melodie ist leicht und angenehm, im 6/8 Takt, aus G dur, mit Abweichungen in E moll.

Den Kenner müssen solche Opernarien in der Kirche sehr auferbauen! —

Inschrift.

Auf einer Schuhputzerbude in Paris liest man folgende witzige Aufschrift:

Aux poudres des étés, aux crottes des hivers
Nous limons une guerre ardente et légitime;
Les tyrans abattus devraient nous rendre fiers;
Si nous lâchons le pied, c'est sans honte et sans
crime;
Tout en broyant du noir, la gaîté nous anime:
Mais nul n'a plus que nous essuyé de revers.

Antwort.

Ums Jahr 1780 fragte ein Großer den Geschichtsschreiber Müller, wann er seine Geschichte der Schweizer fortsetzen würde? Statt seiner antwortete einer seiner Freunde: „Wenn er eine Freistätte hat gegen Landsleute, die die Wahrheit nicht leiten können!“

Lebensklugheit.

Man fragte einen Mann, der im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine der ersten Stellen bekleidete, wie er dazu gelangt sei: „Beständigen Kränkungen begegnete ich stets dankend.“ — Mancher kann diese Lehre jetzt benutzen.

Weissagung.

Als die große Theresia ihre Rolle vollendet hatte, schrieb Müller den 5 Dezember 1780 an Gleim: „Dieses Ereigniß hat mancherlei Betrachtungen über den Zustand von Europa bei mir hervorgebracht; wir leben im Jahrhundert der Staatsveränderungen, und größere bereiten sich, als die wir erlebet; was wir sehen ist größer, als was wir lesen; vielleicht wird aber das Gegenwärtige vom Künftigen verdunkelt."

Man sieht, Geschichtsschreiber sind heut noch bessere Weissager (vates), als die Poeten.

Gleim über den Wohlklang der Sprache.

Ueber den Wohlklang der Sprache gab einst Gleim seinem Tacitus Müller, dem man nicht mit Unrecht oft Härte vorwarf, folgende Lehren, die sich noch mancher merken kann, ohne freilich ein Tacitus Müller zu sein.

„Wohlklang entsteht aus Mischung der Buchstaben und des Sylbenmaaßes. Sprachen ohne Sylbenmaas sind des höchsten Wohlklangs nicht fähig. Jede Sprache hat zwar Sylbenmaas, die Ohren aber vieler Völker hören es nicht. Unter manchem Volke hören nicht alle, die Ohren haben.

Viele Franzosen lernten hören unter den Deutschen. (Hierin werden sie freilich das Gegentheil behaupten.) Wir Deutsche haben viele Wörter, welche wir verlängern oder verkürzen können, nachdem der Wohlklang es fordert. Regeln lassen sich geben, es würden aber ihrer zu viele. Das Ohr gibt sie dem Dichter und dem Prosaisten wohl am beßten, wenn es nur erst an Wohlklang gewöhnt ist!“

Quatrains auf die Geburt des Königs von Rom.

Vor der Geburt des Königs von Rom machte ein französischer Dichter folgendes niedliche Quatrain:

Le sexe de l'enfant, espoir de la patrie,
Même pour l'Empereur est encore un secrèt.
C'est la seule fois dans sa vie,
Qu'il n'a pas su ce qu'il faisait.

Ein achtzigjähriger Schweizer hat es wie folgt auf eine sehr glückliche Weise parodirt, als das Geschlecht des erlauchten Kindes bekannt war:

Le sexe de l'enfant, espoir de la patrie,
Pour l'univers entier cesse d'être un secrèt.
L'Empereur a donc su en dépit de l'envie,
Faire toujours ce qu'il voulait.

Verschiedenheit der Ansicht.

Ueber das einst so berühmte Werk: les Moeurs, von Voltaire, fällt der weise Joh. Georg Sulzer folgendes Urtheil, welches beweiset, wie verschieden die Ansichten und Meinungen der Menschen über einen und denselben Gegenstand sind. „Haben Sie“, schrieb er den 28 August 1748 an Gleim, „von dem Buche gehört, das den Titel „Les Moeurs“ führt, und in Paris ist verbrannt worden? Ich finde es vortrefflich. Der Verfasser (irrig hielt er Toussaint dafür) handelt die ganze Moral ab, und macht sodann den Lesern die Tugend, und eine strenge Erfüllung aller Pflichten gegen Gott und die Welt, recht angenehm. Die Karaktere, die er von seinem Hofe gibt, haben ohne Zweifel ihm das Gericht des Feuers zugezogen. Ich versichere Sie, daß durch dieses, durch des Büttels Hände verbrannte Buch, alle moralischen Triebe in mir rege gemacht worden sind. Der Verfasser ist tausendmal mehr werth, als Präsident und Parlament, die ihn verurtheilten.“

Die Rettung der Unschuld.

Eine Legende.

Sie saßen im festlichen Rittersaal
Dort bei dem Grafen am Rheine;
Es blinkten die Becher im Mondenstrahl,
Es perlten die köstlichsten Weine;
Und alles war fröhlich, doch nur allein
Sankt Ulrich wollte nicht fröhlich sein.

Die holde Bertha gewahrt er nicht,
Die Hausfrau des Grafen am Rheine,
Auch dünkt ihm des biedern Grafen Gesicht
Mehr roth und glühend vom Weine,
Als von der lieblichen Röthe bestrahlt,
Die Herzensglück auf die Wangen malt.

Nun fragt er: „Wo säumet die holde Frau?“
Doch sieh, wie die Gäste erblassen!
Des Grafen Antlitz glüht braun und blau,
Als ob ihn die Furien fassen;

Dann donnert er furchtbar zum Bischof hin:
„Mann Gottes! kein Wort von der Buhlerin!“

„Entwürdiget hat sie ihr edles Geschlecht,
Mein gräfliches Bette entehret,
Und schamlos dem niedrigsten feilsten Knecht
Des Gatten Rechte gewähret.
Fluch treffe die Dirne! — Gottes Gericht
Ereile jeden, der für sie spricht!“

„Doch — sehen sollt Ihr die Jammergestalt,
Sonst blühend wie Lilien und Rosen;
Im Burgverließ, dunkel und feucht und kalt,
Da mag sie nun liebeln und kosen;
Mag singen ihr Liedlein der schweigenden Wand,
Gehüllet ins härene Bußgewand.“

„Auch zahlte der Bube mit seinem Blut,
Stracks mußt' ihn die Rache ereilen;
Reich ward ihm vergolten der Frevelmuth,
Mein gräfliches Bette zu theilen:
Stracks ließ ich erwürgen den Bösewicht,
Und dann verscharren am Hochgericht!“

„Doch hab' ich der Dirne nicht alles geraubt,
Wohl mag sie am Buhlen sich letzen,

Und schamlos des schändlichen Knechtes Haupt
Mit blutigen Zähren benetzen!
Es hängt ihr vom Halse zur Brust hinab,
Da mag sie es tragen bis in ihr Grab."

„Herr Rheingraf", sprach Ulrich, ward nicht zu schnell
Gerichtet in eigener Sache?
Wann sieht des Zornigen Auge hell,
Wann achtet auf Gründe die Rache?
Und hörtet ihr Bertha denn gar nicht an?
Herr Rheingraf! das war nicht recht gethan!"

„Wohl sprach sie von Unschuld, und schwur dabei,
Zu locken mein vorig Vertrauen;
Doch könnt Ihr auf Wellen und Weibertreu
Ein sicheres Schlößlein Euch bauen?
Mein Konrad entlarvte den Bösewicht,
Und zeuget nun droben vor Gottes Gericht."

„Wie? Habt Ihr gerichtet auf fremdes Wort?
Euch hat ein Verläumder belogen,
Und glühende Eifersucht hat Euch fort
Zur blutigen Unthat gezogen!
Es werde — so ruf' ich aus Gottes Macht! —
Der Leichnam des Knechtes mir hergebracht!"

„Auch holet mir Bertha, die Dulderin,
Der Richter im Himmel soll richten
Und retten die Unschuld, die Frevelsinn
So grausam wollte vernichten.
Der Ewige richtet ein recht Gericht,
Vor ihm ist Mitternacht Sonnenlicht.“

Hell funkelt des Mondes verklärender Strahl,
Da bringen die Knappen die Bahre,
Und schweigend wankt Bertha zum Rittersaal;
Im holdesten Lenze der Jahre
Entstellen sie Kummer und bittrer Schmerz,
Doch keine Reue zerreißt ihr Herz.

Sie nahet dem Bischof und weinend sinkt
Vor ihm die Dulderin nieder;
Ein dämmernder Lichtstrahl der Hoffnung blinkt
Im trüben Auge ihr wieder.
Dann küßt sie des heiligen Mannes Hand,
Den Gott zum Retter der Unschuld gesandt.

Es waltet die Stille des Grabes im Saal,
Es schaudern der Graf und die Gäste;
Den Bischof umleuchtet ein himmlischer Strahl,
Dann spricht er: „Zum fröhlichen Feste
Erschienet Ihr, Ritter und edle Frau'n;
Jetzt sollt Ihr die Rettung der Unschuld schau'n!“

Er beugt sich zu Bertha: „Im Kerkergrab,
Unschuldige, mußtest du büssen;
Jetzt nehm' ich den blutigen Schmuck dir ab,
Und leg' ihn der Leiche zu Füßen,
Und durch ein Wunder der ewigen Macht
Sei deine Treue ans Licht gebracht!“

Er sprichts und leget das blutige Haupt
Hinab zu den Füßen der Leiche!
„Wer nicht an Gott, den Gerechten, glaubt,
Der fliehe von hinnen, und weiche!
Doch wer ihn als Retter der Unschuld ehrt,
Dem sei des Wunders Anschau'n gewährt.“

Und er kniet zur Leiche und im Gebet
Beugt er zur Erde sich nieder,
Dann blickt er gen Himmel und seufzt und fleht:
Erhöre auch heute mich wieder,
Und rette, du richtest ja recht und gerecht!
Die weinende Unschuld durch deinen Knecht.

Und siehe! der blutige Schädel dort
Beginnt sich zu rühren und regen;
Und er rollt und er kollert zum Rumpfe fort,
Schon dehnt sich der Hals ihm entgegen,
Es reihn die gelöseten Wirbel sich an,
Es hat der Himmel den Ausspruch gethan.

Und neue Fülle des Lebens gießt
Sich in die erstarreten Glieder;
Und der Todte richtet sich auf; es fließt
Vom Munde die Rede ihm wieder:
„Unschuldig sind wir, Bertha und ich,
Betrogener Rheingraf, bekehre dich!“

Und der Bischof erfaßt der Dulderin Hand,
Und führt sie zum bebenden Grafen:
„Nie hat sie verletzet das heilige Band,
Und schuldlos ertrug sie die Strafen;
Bewährt und versiegelt ist ihre Treu',
Gott selbst hat gerichtet und sprach sie frei.“

Der Rheingraf, zerrissen von Reu' und Schmerz,
Sank erschüttert der Holden zu Füßen:
„Wie schrecklich verkannt' ich dein treues Herz!
Doch, laß mich, den Frevler, nun büssen!“
Und er greift zum Schwerdte; doch liebewarm
Schließt Bertha den Gatten in ihren Arm.

„Hat Gott dich verschonet, kann seine Huld
Mich Sünderin also begnaden;
So hat der Erbarmer von aller Schuld
Auch deine Seele entladen;
Hat Gott dir vergeben, wie sollte denn ich
Nicht dankbar vergessen? Stets liebt' ich dich!“

Und es segnet der Bischof den neuen Bund,
Es scheiden die staunenden Gäste,
Und machen ringsum im Lande kund
Das Wunder beim gräflichen Feste.
Die Rosen der Anmuth, der Liebe Glück,
Sie kehrten der treuen Bertha zurück!

Neuhofer.

Die Zeit.

Pallazzuola am Albaner-See,
im August 1811.

Menschenzeit trägt Wechselfarben,
Zeit der Welt hat ew'gen Lauf;
Diese heilt des Unglücks Narben,
Wunden reißt die andre auf.
Wie? zu hemmen sei die Klage,
Wie? die Hoffnung zu ersehn!
Dieses sei des Pilgers Frage,
Denn im Zeitlauf muß er gehn.

Ob er willig folgen wolle,
Fragt ihn dieses das Geschick?
Daß er lerne seine Rolle,
Dies sei Weihe seinem Glück.
Keinem Ding darf Dauer bleiben,
In der Dinge ew'gem Kreis;
Aber aller Zeiten Treiben,
Kehret doch dem alten Gleis.

Mit der Welt dich auszusöhnen,
Lerne, wie dein Loos dir fällt;
Lern' dem Uebel dich gewöhnen,
Ewig bleibt es Theil der Welt.
Wähne nicht ihm zu entfliehen,
Wetterstürmen zieht's daher;
Wer der Last sich will entziehen,
Trägt zuletzt sie doppelt schwer.

Feige lauscht ein Thor der Klage,
Und die Welt geht ihren Gang;
Rasch dich aufzuraffen wage,
Müh' erwirbt dir eignen Dank.
Müssig schafft nur Traumgestalten,
Wer von Glückesbildern spricht;
Laß den Geist der Zeiten walten,
Jede Nacht hat auch ihr Licht.

Weh ergreift wer nur Medusen
An der Götter Stelle sieht,
Nicht im tief verschloßnen Busen
Herrschend jeder Zeit entflieht.
Wann die rauhern Stürme toben,
Lerne frei von äussserm Schein
Deine innre Welt erproben,
Deiner Sterne Lenker sein.

Nur im Innern wird geschieden,
Was den Schmerz, was Ruhe bringt;
Was erwecket Gram, was Frieden,
Und des Muthes Kranz erringt.
Nicht von Lieb' und Hoffnung lassen,
Ist des Pilgers schwere Kunst;
Weiß er diese recht zu fassen,
Bleibt ihm treu der Götter Gunst.

Denn die Gunst des Himmels spendet
Anders sich als Erdenglück,
In geheimem Kreis vollendet
Sich des Redlichen Geschick.
Nirgends ist sein Pfad verloren,
Ob er Drang und Noth erfährt;
Muth und Glück sind ihm erkohren,
In des Selbstgefühles Werth.

Drum nicht hadre mit den Zeiten,
Folge willig ihrem Lauf;
Bahn hilft jede dir bereiten,
Bietet Warnung Rath zu Kauf;
Und dafern du wohlerwogen,
Was zu allen Zeiten galt,
Wirst du nie von ihr betrogen,
Aller Spruch der Zeit ist alt.

Einzig in des Dünkels Wahne,
Droht der Zeit des Menschen Wort;
Selbst dem tiefsten Herrscherplane,
Nimmt ein Nichts den Ausgang fort.
Berge schleppen auf dem Rücken,
Die Giganten — eitle Macht!
Eines Blitzes leichtes Zucken,
Stürzt sie in des Abgrunds Nacht.

Lern' die Zeit aus Zeiten wägen,
Nicht aus nahem Augenblick;
Wisse sanft in's Grab zu legen,
Jedes hingesunkne Glück.
Weißt du sanft zurückzugeben,
Was nur Gunst der Zeit dir lieh:
Beut sie dir stets neues Leben,
Denn das deine nimmt sie nie.

Trau' der Zeit mit hohem Muthe,
Scheu' das Wort der bösen Zeit;
In dem Guten liegt das Gute,
Zukunft reift Vergangenheit.
Wiß das Gute zu erhalten,
Das die vor'ge Zeit bewährt;
Mag die Form sich neu gestalten,
In dem Keime liegt der Werth.

Seiner Zeit in Freude leben,
Ist des Weisen schönster Kranz;
Edlen Kämpfern ward gegeben,
Was verdunkelt nicht'gen Glanz.
Mag das künstlich schlau Verbund'ne
Oft dem Glück zur Seite stehn:
Nur das menschlichtreu Empfund'ne
Wahrheit und Natur bestehn.

Fern dem Busen sei die Klage!
Dir vertraut, wer dich erkennt;
Herrsch'rin Zeit an jedem Tage,
Mutter dich, Vergelt'rin nennt.
Deiner Macht bleibt nichts entzogen,
Ueber Sternen geht dein Lauf;
Aus der Elemente Wogen
Führst die Sonnen du herauf.

Karl Graß.

Elegie im Thale von Goldau.

Aus dem Taschenbuch einer Dichterin E. S.

Fließe du, des Mitleids ernste Zähre,
Hier verschlang das Leben — welch ein Grab!
Welche Wildniß herrscht, und welche Leere,
Wo sich einst des Segens Fülle gab!
Wo sich einst vom Menschen bis zur Pflanze
Alles schmückte mit des Lebenskranze,
Stürzte, gleich dem Sinken tiefer Schacht,
Goldau in des Schicksals dunkle Nacht.

Wo sind hin nun deine Frühlingssonnen,
Deine Freuden alle? goldnes Thal!
Wo der frohe Wandrer, wie entronnen
Allen Sorgen, sich der Welt entstahl.
Wo sind hin nun deine Silberquellen,
Und des Gießbachs funkenvolle Wellen?
Wo ist hin auf blumenvollem Rain
Deiner Kinder glücklicher Verein?

Mütter sahn in seligem Gefühle,
Unschuldsvollen Morgenspielen zu;
Nach der Arbeit, nach des Tages Schwüle,
Fand der Hüttler seines Hüttchens Ruh.
Freude schlang der Jungfrau Blüthenkränze,
Lehrte Jünglinge des Festes Tänze;
Liebe weihte immer theure Spur
Stiller nachbarlicher Schattenflur.

Ach! wo seid ihr hin, ihr Rosenwangen?
Lippen, die ihr sangt das Hirtenlied?
Und ihr Knaben, die die Armbrust schwangen,
Gleich als lebten Tell und Winkelried!
Ach! wo blieb der Greis, der an der Stiege
Schaukelte den Enkel in der Wiege?
Welche Bilder ew'gen Lebens werth,
Hat ein Tag, ein Augenblick, verheert!

O des Schauertages! ohne Rasten
Ging verloren jeder Rettungszweig;
Furchtbar sanken, rollten Felsenlasten,
Steile Höhen wurden Ebnen gleich.
Wälder sanken in zerrißne Klüfte,
Sturmwind sauste heulend durch die Lüfte;
Wo so eben blühn'der Boden stand,
Dehnte sich ein grauses Todesland.

Hatten Himmelsgötter kein Erbarmen
Mit dem Schrei bedrängter Menschlichkeit!
War kein Ausweg möglich diesen Armen?
Eins nur milderte den Spruch der Zeit.
Augenblicklich war der Opfer Bangen;
Furchtbar, aber eilend ist vergangen,
Was an jenem schauervollem Tag
Hartem Kampf des Todes unterlag.

Fließest du, des Mitleids heisse Zähre,
Ihnen, welche ruhn in tiefem Schlaf!
Denen fließe, die des Unfalls Schwere
In Erinn'rung jenes Tages traf!
Die verwais't um die Entrißnen weinen,
Irrend an den aufgewühlten Steinen
Suchend, wo einst Wonne sie umgab,
Der Entrißnen unbekanntes Grab.

Wie sie dasteh'n! an der Schreckenstiefe,
Wo einst lockend rief der Blüthenhain,
Wie wenn laut ein Geist der Nächte riefe:
„Ew'ger Nacht versenkt des Menschen Sein!"
Aber dann ertönt es aus dem Boden:
„Heiligs Ahnen wachet bei den Todten,
Freiheit und der Ruhe sichre Spur
Sind auf Erden in dem Grabe nur."

Stimme theurer Väter, theurer Brüder!
O du gibst dem Herzen süßes Glück!
Doch die Kindheitsflur ersteht nie wieder,
Ihre Kränze gibt kein Gott zurück.
Ob die Zeit auch alles neu bekleide,
Fluren wieder hebt aus öder Haide:
Wer erweckt der Liebe Wonnetraum,
Sank im Sturm der Hoffnung Blüthenbaum?

Wendet Augen euch von diesem Bilde!
Wendet euch von dieser Gräber Land!
Lieb' und Wehmuth sprechen fromm und milde:
„Ruhet sanft, die hier die Nacht umwand!“
Sind des Traurens Jahre hingesunken,
Steigt aus dem Ruin des Lebens Funken,
Und wo jede Spur der Freude schwand,
Blühet wiederum ein glücklichs Land.

Erneute Kindheitsfeier.

Rom, im Juli 1811.

Rinne, Bach des Lebens, helle,
Rinne leicht und klar dahin!
Einzig ruht des Glückes Quelle
In des Lebens heiterm Sinn.

Wer vergäße dich, du heil'ge Stelle!
Wo als Blume sich die Freude bot,
Wo in himmelfarbner Zauberquelle
Himmlisch sank der Kindheit Morgenroth?
Freundlich lockten hin nach allen Seiten
Lebenstöne, Zaubermelodien,
Bunte Vögel kamen aus den Weiten
Zwischen Blumen schwebend hinzuzieh'n.

Euch umwand ein ew'ges Jugendleben,
Stunden! aus des Lebens Unschuldszeit,
Als der Freude zarten Spinngeweben
Zauberfäden lieh Unendlichkeit.
Als an Bilder Bilder hold sich drängten,
Die, umglänzt von holderm Wiederschein,

In des Herzens stille Fluth sich senkten,
Heil'ger Dichtung tiefen Quell zu weihn.

Rinne, Bach des Lebens, helle,
Rinne leicht und klar dahin!
Aus der Kindheit reinen Quelle
Fließt des Lebens klarer Sinn.

Abwärts von der Kindheit lichten Auen
Ging der Pfad, es floh der helle Sinn;
Vielbefangen Welt und sich zu schauen,
War der ernsten Grübelei Gewinn.
Meinung herschte; immer ungetreuer
Ward das kindlich-leitende Gefühl;
Irrlicht ward des Busens heiligs Feuer,
Die Empfindung leeres Gaukelspiel.

Da wurde das Leben
Ein Schwanken und Schweben,
Ein mühvolles Treiben,
Ein Sein ohne Bleiben
Im Sorgengewimmel,
Und verloren ging des Busens Himmel

Aber tief in tiefer Brust verborgen
Schlummerte, was nie der Brust entsank,
Was entblühte mit des Lebens Morgen,
Jenen einz'gen Kranz der Freude schlang.

Und den Pilger trieb ein heiligs Sehnen,
Weil um ihn, nur weite Oede stand,
Bis er unter heil'ger Läutrung Thränen
In sich selbst das Leben wiederfand.

Von den Augen fiel der Meinung Binde;
Von der Stirne floh des Ernstes Nacht,
Und er lernte wieder von dem Kinde,
Was den Geist zufrieden, glücklich macht:
In dem Strom des Lebens fortzuglei-
ten,
Kindlich liebend Wahrheit und Natur,
An den Dingen hin und durch die Zei-
ten,
Treu zu folgen enger Pilgersspur.

O noch rauschet ihr, wie einst, ihr Bäume!
Und den Götter-Tempel birgt der Hain;
Stille Freuden wecken goldne Träume,
Reine Lust hat ew'gen Wiederschein.
Fliehet Zeiten hin mit eurem Treiben!
Nimmer fliehe, was der Geist geliebt!
Nur in Freude findet Sein und Blei-
ben,
Was sich schön dem Herzen gab und
gibt.

Rinne, Bach des Lebens, helle,
Rinne leicht und klar dahin!
Einzig ruht des Glückes Quelle
In des Lebens heiterm Sinn.

Karl Graß.

Der Feuergeist.

Fortsetzung.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen, auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein, gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir nun beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen, und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich

es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat weh thun können, und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerds, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrläßigkeit, oder durch Feinds Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Pabsts Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Pabst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen; und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stammen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwerd in der Faust schirmen. Darum müsse des Pabstes Grausamkeit gezähmt und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen

Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Worts: es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verlieret das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziel leiten.“

Darauf verabscheidete uns der Greis, wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: Man behaupte, der Einsiedler habe ein

Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohlanstehe, der die Mönchen nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicher zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich danach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in

den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte: wir wollen jetzt nach Monte-Marciano im Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Pabst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufrigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der

großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Garten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bologuesischen Kirchthurms sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Pabst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfenning, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichten Angesichtes und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und ver-

sprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verliessen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt und Geld zu neuen Werbungen geholt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachteten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pirrconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da! wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt.“ Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorhaimer, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hin-

terthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Garten bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz ins Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unsrer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ins Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gemach Schritt und ließen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päbstlichen Reutern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!“

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwerd gegen die Kapelle ritten, wo die Päbstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Wald vor uns

aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wie zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach er: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar in Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferd gerissen zu werden, suchte ich das Freie. Drei Reuter von den Päbstlichen

verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran. Aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen;

ich aber immer ein Wildfang gewesen vom Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich dem Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen, oder todt? Das grämte mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?"

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loreto.

Wie mich nun der Schneider bald mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona am Meer gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und bin ich viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach einem Schiffe zu fragen, welches nach dem Land Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begier stand längst danach. Ich eschloß demnach zu dem heiligen Ort zu wallahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona ahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum ihrend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosen-

kranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommens fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreissen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, als ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knieen bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Gl-

der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: O Gott! daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir wiederfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, er-

blickte ich die Madonna Sclafanis lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweis gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht deuchtete mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend ward, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge, wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich die Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben und starb eines süssen Todes zu den Füssen der Ueberirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen

auf und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neubegierig auf mich schauten. Ich lag aber auf einem harten Stein von den Stufen, draussen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt, oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Und ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte

es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligenbild verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden könnte.

Allein da der Tag verging, und sich niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruh.

Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir vor ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich niemandem offenbart, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheissung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüthes, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heisser Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte, stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr

suchet, folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde. Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz und einen schwarzen, groben Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechts dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Garten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette daran, und habe es

Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Beding."

Als ich dies hörte, rief ich: Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheissen, und mehr." Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Gold zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgenden Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen."

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona gekommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder

über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heisse, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andernmal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; denn sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf,

erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie vor ihrem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ichs nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Verkörperung des Geistigen.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth; „Don Bastiano, stehet auf, es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe.“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz ausser mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr an=

statt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden; gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Ihr übel wurdet und ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände fallen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaustrugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loreto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals."

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that sie die Frage: „Lasset mir wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?"

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn

die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet."

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?"

„Das wisset Ihr am besten", gegenredete ich: „vor dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen."

„Nirgends sonst?" fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Leibreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge."

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?"

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr."

Da senkte sie das Haupt, und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefaltenen Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmt mich in Euern

Dienst. Verstoßet mich nicht!“ — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie erhörte, und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch“, sagte sie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie soll ich Euch nennen?“

„Hermingarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienst weihn? O gewähret mir die Gnade.“

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick

zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht ins Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich alleingehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir ihre Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte knieend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderbare Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loreto zur

Wallfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und das sie gar hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und hatte keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hemingardens Herberg, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müssiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?"

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müssig in allen Gassen finden."

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr

seid; auch sehe ich mich schon seit langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir."

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich über die Schwelle trat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten; denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abentheuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft

ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleid und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und sie verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter, wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, und zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie hervor gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer, und

sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen.“

„Was woller Ihr? Ihr sehet doch, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend.“

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verliesse.“

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ichs nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füssen, und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Euch weinen sehen muß.“

„Sie gieng von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück,

und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?“

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein.“

„Schwöret Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?“

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!“

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten.“

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Euere Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen.“

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand machen, ohne Ver-

mögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Aber ausser dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurück zu geben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber“, fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch

seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß."

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr meiner häßlichen Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Des erschrak ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmütter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich."

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben,

der mir mit Hermingardens Geberden zur Seiten ritt. Kein Liebesgott wird schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren, und die Rosen auslöschen und die klare Lilienhaut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet“, sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde! Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen stumm umschloß — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen glühend an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche meinen Kuß erwiederte, und mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst war mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergaben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das

Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assissi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort. *)

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Lieber Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wäglein für uns beide. Ich will

*) Die kleine Reise wird hier sehr gedehnt, und bogenlange Gespräche der Liebenden ermüden zuletzt. Dies ist mit Recht alles übersprungen. Nur erwähnt muß des Zusammenhangs willen bleiben, daß Hermingarde von dem scharfen Ritt sehr entkräftet, sich zuletzt kaum noch auf dem Rosse halten konnte, und doch, um nicht verrathen zu werden, ein Fuhrwerk anzunehmen, verschmähte.

im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommet. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter."

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie ins Gebüsch zum Schatten gegen die heissen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder aufs Roß, und ritt behend den Weg zum Städlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewäglein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in

Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlorenen.

Da ward ich von großer Verzweifelung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause vor

Hermingardens Eltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, denn diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinal Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern

fort und fort, denn die Welschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich ward so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tage unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen

würde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli nichts wieder sie ausgerichtet habe, welchen der Vicekönig von Napoli gegen sie ins Feld geführt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also, daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht sobald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte

ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzoge von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläuftigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich an den Vergnügungen Theil, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging,

und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit

Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und dem Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit

ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß ausser mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Glut. Aber ich erschrak ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine Liebe empörte, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen andere so weit trieb, wie

gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden?“ — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia.“

„Ich weiß es wohl! Und mir also willst du nicht wieder Hermingarde werden? — O wie hast du mich getäuscht und wie mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen.“

„Nein“, sagte sie leise: „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch aufsuchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr.

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich es mir nicht ver-

heelen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich ihr entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne und Liebenswürdige, noch in ihren Kleidern so einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten."

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch

bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch vom Schlafe abbreche.“

„O Hermingarde“, sagte ich: „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich so treulos nach Trevi hinaufschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!“

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen“, sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram

Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch, lasset es gut sein, und verzeihet mir, daß ich mich ob Euerer Verwunderung eine Weile ergötzt habe. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben."

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet."

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht lieben könne?"

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet mich nur, das ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, um zu dem Marchese de Lamentano zurückzukommen.

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, daß ich sie nicht mehr liebe, sondern nur verachte. Denn wie eine Heilige habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei nur ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so

weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als eine Sängerin und Geliebte in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Erst nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie

von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem tief bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien es vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt mein Auge erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, ich selbst habe, nicht sie, mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie ein Ungeheuer und die Schande

ihres Geschlechts, und liebte sie als die Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie mir fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein von Assissi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts anderm Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise ins Ohr: „Wollet ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten.“ Ich beschloß, es zu verneinen, und antworte an dessen statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ichs nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erstemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hineintrat. „Ich kann doch

nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Euere Scheinheiligkeit betrogen ward."

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön, als Donna Hermingarde? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?"

Da wollte ich Nein sagen, aber alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren schönen Armen hangen. An ihren Lippen wurden meine Verwünschungen Schwüre beständiger Liebe. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Zehn Nächte folgten dieser, wie diese. Aber Marchese Lamentano errieth unser verbrecherisches Einverständniß. Als ich einst bei Tagesanbruch aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Beim ersten

Stoß stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Hermingarden oder vielmehr Lucien gefunden, ehe ich glaubte. Dagegen war meine Begierde nun um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl

ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach andern Tags meinen Weg allein, und war gar wohlgemuth. Selbst die feile Donna Lucia that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte auf, sie zu bewundern, nun ihre verführerische Gestalt meinem Blick entzogen war; aber ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Ge-

tümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus ein Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischen Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Krautstücken zerhauen!“ Also rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die Andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistello del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmste von allen sei, von mir zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abentheuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habet Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier tref-

fen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen und hieher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter ins Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich an, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheisse ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden."

„Herr", sprach ich, „sendet mich wohin Ihr wollet, ich achte meines Lebens nicht, sint ich das Schönste auf Erden verloren."

„Wie meinet Ihr das?." fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?"

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe."

„So sollet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil Ihr ihm keine Speise reichet."

„Wie soll ich ihn speisen?"

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne blos; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheisset Euch noch andern Sold. Wisset Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf, und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris oder die Gunst meines Feuergeistes gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche.“ Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abentheuer vor dem heiligen Hause zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden, und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäffet. Das ist aber auch wohl andern Männern wiederfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden, und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewißlich wie

ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah.“

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm, und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano, schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern.“

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicol“, rief einer der Kavaliere, „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber liessen sie wieder im Stich.“

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?“ sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er von sechs Reutern bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unsrer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Ku-

gel den Mario di Asiano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reuter flüchteten behend nach Cicoli Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir behalten."

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: „Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm."

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal vor dem heiligen Hause in Loreto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betro-

gen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durchs Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füssen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommet mit nach Olgiato."

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimer, wo uns niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Um-

ständlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei oft gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reuter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber niemand bei dem Handgemenge umgekommen, nur sind vier verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe wiederholt sich in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schadens gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben, wo man noch mehrere

Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen, und den Rückweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco Sciarra gegeben; denn Marco hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht. Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, wie auch im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der

Provinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Herrn Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkohren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Pabst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana, Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also,

daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen aus einander gesprengt sind. Virginio ist selbst uur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in der Gewakt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe stehen, hat er

die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren.

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrog.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren schönen Lippen. Er habe fast

den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm alles erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit, und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei niemand, denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt waren. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr

einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füsse gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, hat Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sie unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgenden Tags weiter gegangen, bis man endlich gen Rom gekommen.

Hier sei sie tödtlich krank geworden, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Des sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher

von Rom williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini wäre im Anzug mit einer großen Menge Banditen. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehends Volk entgegengeeilt, mit Klaggeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domeniko sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Hermingarde in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo

Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reutern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch Pietrangelo, Tutio der Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tags in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war

mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zu Kraft genas, und die Augen öffnete, war alles finstere Nacht, und ich

sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Des verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, was mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren,

Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursini mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an schwerem Geschütz und Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaun glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbnem köstlichem Zeuge, starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach, „Bastiano, Ihr sollet heut den Vortrab führen, auch der erste im Angriff sein; denn wir

müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarro befreien. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde dazu."

Dann brachte er mich zu den übrigen Hauptleuten, mit denen wir zu Morgen aßen, dieweil sich unser Volk sammelte. Die Häupter der Verbannten waren frohmüthig, obwohl jeder wußte, daß wir in allem nur vierhundert und zwanzig Mann Fußvolk, und einhundert und fünfzig Reuter hatten, da doch des Feindes Macht bei fünfzehnhundert Mann stark war.

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursini befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reuterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen übrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reuterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wie an einander waren, erhoben alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, alles in großer Ordnung durch einander; einer trachtete dem andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reuter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwerd auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich ge-

rannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er von mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und wills allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerd meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reuter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stuckgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feind den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn,

wie ich nachher erfahren, hat Pierconto de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgenden Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo hatte selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß in der Nacht

haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse.“

Weil hierauf niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Hermingarden baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung, und trachte auf Olgiato zu kommen.“ Der Anschlag gefiel allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheissen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten; aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gegen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich

zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über alles befragte, was Piccolomini mache. Dann wurden wir weggeführt, und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und alles ging müssig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano.

Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen nannte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihm, weßhalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Hause an.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella Tutio de Petralta, und die andern Häupter der Verbannten liessen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich den andern Tag vor der Thür des Hauses stand mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude,

denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeitlang, wie ich sie betrachtete in der todhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ists!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, lautweinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia? oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset“, fuhr ich fort: „ich mußte

Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig."

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano."

„Wann habet Ihr seinen Tod erfahren?"

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano." Er trennet uns aber fortan nicht mehr."

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?"

„Ich sah ihn sterben."

„Was sagte man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?"

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht."

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?"

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen. Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?“

„Sollte es nicht sein? Ach konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano, seit Trevi bis heut, was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!

„Seit Trevi bis heut?“ rief ich erschrocken: und sei dem haben wir uns nicht gesehen?“

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, täglich und nächtlich.“

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüssen.

Indem trat Don Marco de Sciarra hinein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermin=

garde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, nnd wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiatio.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtsstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr ge-

treten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein; was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie anwtortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich mit Ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzliches Lärmen jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir

drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten: oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen, und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat darin zwei Wunden erhalten.

Die Verbannten aber kämpften wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am

Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zur Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterliessen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwerd, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug

das römische Gesindel zurück, welches uns entgegenkam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwerd gegen Schwerd, Leben gegen Leben!“ —

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwerd wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

(Der Beschluß folgt.)

Dichterwunsch.

Der Frühling saß im Blumenthal'
Und ich in seinem Schooße;
Da grüßt uns freundlich, ihn zumal,
Die wundersüße Nachtigall
Vom dunkeln Busch der Rose.

Und sieh, die schönste Maid im Land
Ging stolz im Thal vorüber;
Und als des Liedes Klang sie fand,
Erstaunt am grünen Busch sie stand —
Und stand wohl immer lieber.

Das Lied der Nachtigall verklang,
Da schritt in kaltem Schweigen
Die schöne Maid im alten Gang,
Im alten Stolz das Thal entlang,
Und dankte nicht dem Reigen.

Drauf schlug ein Fink am Blumenrain,
Nach seiner schlichten Weise;
Da hüpfte jung und frisch und rein
Des Jägers Tochter her vom Hain,
Und winkte: „Leise! leise!"

Und als des Finken Lied verklang,
Flog rasch sie mir entgegen:
„Ach“, rief sie, „fröhlicher Gesang!
Von ganzer Seele war ich bang,
Mich rauschend zu bewegen.“

„O daß ich's hätt' das Vögelein!
Wie freundlich wollt' ich's herzen!
Mein trautes Liebchen sollt' es sein,
Ich wollt' ihm Haufen Futter streu'n,
Und ewig mit ihm scherzen!“

Des Mägdleins Wort durchdrang mich all,
Ich dacht' an meine Lieder. —
Gern sing' ich nicht wie Nachtigall,
Und lauschte mir zehntausendmal
Ein stolzes Fräulein wieder.

Zu glücklich, wenn wie Finkenschlag
Nur meine Töne klingen,
Und einst an meines Glückes Tag
Ein ländlich Kind sie hören mag,
Dem sie zu Herzen dringen!

J. R. Wyß.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 3

Aarau 1812

P.o.germ. 63 d-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104921-2